~~Lt. cl.~~
~~88.~~

L. g. o
192 m
9

J. J. Engels sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Poetik.

Erster Theil.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

S. Perger del. *J. Gerstner sc.*

Poetik.

Von

J. J. Engel.

Erster Theil.

Berlin.
1812.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Nachricht.

Diese Poetik oder „Theorie der Dichtungsarten" erschien zum ersten Mahle 1783, Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. Sie hatte damahls eine Zueignungsschrift an den Herzog Peter von Curland, unterzeichnet: Berlin am 13. Jänner 1783. Daß der Verfasser nie Muße oder Laune fand, diesem Ersten Theile (der aber in der gegenwärtigen Ausgabe seiner Größe wegen in zwey Abtheilungen erscheint) den versprochenen Zweyten folgen zu lassen, wird jeder schmerzlich bedauern, der auch nur dessen „Vorrede" liest. — Zum andern Mahle erschien dieses Werk nach des Verfassers Tode, eben daselbst 1804, mit einer hinzu gefügten Vorrede des Verlegers Herrn Nicolai. — Bey dem gegenwärtigen Abdrucke ist so verfahren worden, wie überall in dieser Sammlung von Engels Schriften. Die vielleicht jetzt minder bekannten, gar zu kurzen Anführungen sind genauer nachgewiesen.

Aber die aus den Dichtern eingerückten Stellen hat man nicht verändern wollen; weil Manchen es lieb seyn dürfte, die älteren Lesearten wieder zu finden, auch Engel selbst zum Theile die neuern Ausgaben der Verfasser vor sich hatte und dennoch jene frühern Lesearten wählte.

Anfangsgründe
einer
Theorie
der
Dichtungsarten.
Aus
Deutschen Mustern
entwickelt.

Erster Theil.

Vorrede

Es wird vielleicht sonderbar scheinen, daß ich die Theorie der Dichtungsarten, wovon ich hier einen nur so unvollkommenen Anfang liefere, nicht lieber aus griechischen und römischen, als aus deutschen, Mustern habe entwickeln wollen. Denn jene Muster sind doch immer die frühern, und werden einhällig von allen Nationen als vortrefflich erkannt; auch ist das, was wieder unter ihnen das Vortrefflichste ist, schon so ausgesondert, daß ich mir fast alle Mühe des Sammelns und Auswählens hätte ersparen können. In der That hätte ich mir diese Mühe äußerst gern erspart; denn Werke der Dichtkunst, wenn ich die vortrefflichen eines Wieland und weniger Andern

ausnehme, haben schon lange aufgehört meine Lieblings-Lectüre zu seyn.

Allein die Veranlassung dieses Werkes, die ich kürzlich erzählen will, ließ mir in diesem Stücke keine Wahl übrig: ich mußte mich allein auf deutsche Dichter einschränken. Ich erhielt nähmlich den Auftrag, außer dem philosophischen Unterrichte, der mir zugetheilt war, auch eine Anleitung zur geschmackvollen Lesung der besten vaterländischen Dichter zu geben; denn man erkannte sehr wohl, wie wichtig die Bildung des Geistes und Geschmacks durch Werke der Muttersprache sey; da die künftige Nützlichkeit des Studierenden für sein Vaterland hauptsächlich davon abhängt, wie richtig und kräftig und fein er in der Sprache seines eigenen Volkes denkt und sich ausdrückt. Ich sah mich also nach einer Sammlung von auserlesenen Stücken aus deutschen Dichtern um; allein ich fand keine, die mir zu meiner Absicht gefallen hätte. Einige der Sammler hatten sich bloß auf gewisse Gattungen der Dichtkunst, oder auch auf gewisse Zeiten und Provinzen eingeschränkt; Andere hatten bloß für Kinder, wieder Andere nicht mit genug, oder auch mit zu viel Geschmack gesammelt. Denn ich wünschte eine Sammlung nicht bloß von Beyspielen

des Guten, die ich loben, sondern auch des Schlechten, die ich tadeln könnte. Ich erinnerte mich des Ismenias von Theben, der seine Schüler nicht immer nur vortreffliche, sondern mitunter auch schlechte Flötenspieler hören ließ, um sie für die Schönheit des Vortrags durch das Fehlerhafte desto empfindlicher zu machen, und wenn er ihnen gesagt hatte: So muß man spielen! ihnen auch sagen zu können: So muß man nicht spielen! *) —

Mein erster Gedanke war also bloß, eine eigene Sammlung heraus zu geben, die meinen Absichten mehr als die schon vorhandenen entspräche. Die Ordnung, nach welcher ich die gewählten Stücke reihen wollte, war leicht gefunden: ich beschloß, sie nach den verschiedenen Dichtungsarten zu reihen. Aber, außer dem Ekel, den ich bald bey dieser Arbeit empfand, ward es mir, während des Sammelns, immer einleuchtender: wie unphilosophisch man bisher bey Bestimmung der Dichtungsarten verfahren; wie man ganz verschiedene Gründe der Eintheilung durch einander geworfen, zufällige für wesentliche gegriffen, sich bey Bestimmung

*) Man sehe Plutarch im Leben des Demetrius zu Anfange.

der Gattungen bloß auf das eingeschränkt, wovon man bey den Alten Beyspiele fand, Manieren einzelner Dichter zu Regeln gemacht, nirgends bis zu allgemeinen deutlichen Begriffen hinauf gestiegen, wichtige Untersuchungen fast gar nicht berührt, und durch alle diese Fehler zur Verachtung der Theorie und Kritik nur allzu viel Grund gegeben. Ich faßte den Entschluß, diesen Hauptmängeln der Kritik durch einen fortlaufenden, zwischen die Beyspiele eingestreuten, Discurs, nach meiner besten Einsicht, abzuhelfen; allein ich fand es unmöglich, diesen speciellern Theil der Dichtkunst zu bearbeiten, ohne zugleich von dem allgemeinern Theile, der das Wesen des Gedichts überhaupt und alles, was dem anhängt, entwickelt, wenigstens das Vornehmste mitzunehmen. Doch wollte ich das nur gelegentlich einstreuen, und es weniger vollständig vortragen, weil ich den Zuhörer, wenn er künftig einst tiefer in die Materien eindringen wollte, schon auf Schriften verweisen konnte, in denen Licht und Bestimmtheit herrschte. Auch hielt ich diese allgemeinere Theorie für zu schwer, und den Fähigkeiten meiner in die Philosophie noch nicht eingeweihten Schüler zu wenig angemessen. Eben deßwegen habe ich mich fürs erste in dem, was ich davon beygebracht, noch nicht mit

aller Genauigkeit und Schärfe ausgedrückt; ich habe z. B. lieber „Lebhaftigkeit" als sinnliche Vollkommenheit gesagt, weil mir dieser Begriff, wenigstens bis nach gewissen Entwickelungen, die erst im zweyten Theile folgen sollen, noch allzu fein schien. Jene speciellere Theorie, glaubte ich, würde sich klarer und faßlicher vortragen lassen; aber meine Hoffnung, wie ich mitten in der Arbeit gewahr ward, betrog mich.

Es war nur noch die Art des Vortrags zu wählen; und ich wählte die analytische: theils, weil ich in ihr die Gründe meiner Erklärungen und Eintheilungen am besten vorlegen konnte; theils, weil ich sie bey allem Unterrichte in der Philosophie — und was ist Dichtkunst anders, als ein abgerissener Theil der Seelenlehre? — für besser und bildender als die gewöhnliche halte. Man hat mir gegen das Lob, das ich schon sonst dieser Lehrart ertheilt, eine Einwendung gemacht, von der ich gestehen muß, daß ich sie nicht begreife. Man glaubt, daß die Wahrheiten sich bey dieser Lehrart dem Gedächtnisse nicht so gut, wie bey der gewöhnlichen, einprägen. Ich sollte denken: besser; eben weil sie hier mehr mit dem Verstande gefaßt werden,

und der Lehrling um so größeres Interesse an ihnen gewinnt, je länger und je mühsamer er sie hat suchen müssen. Allein gesetzt auch, sie entfielen dem Gedächtnisse wieder; ist denn der eigentliche Hauptzweck des philosophischen Unterrichts der, daß man das Gedächtniß fülle, oder der, daß man den Scharfsinn erhöhe? Der Schüler der Philosophie ist ein junger Künstler, nicht ein angehender Kaufmann, und der philosophische Hörsaal ist ein Uebungs-, nicht ein Marktplatz, wo Waaren verhandelt werden. Alles, was man daraus mitnehmen soll, ist Fertigkeit in der Kunst zu entwickeln. Oder, wie ich einst einem Freunde diesen Einwurf beantwortete: der junge Schüler der Philosophie ist ein angehender Virtuose; und die Schule oder Universität, sein Italien. Er reist nicht hin, um Musik-Stücke einzukaufen: das überläßt er Breitkopf, dem Notenhändler: er reist hin, um berühmte Meister zu hören, und Geschmack und Manier zu bilden. Dieses und jenes vortreffliche Stück sucht er freylich wohl gelegentlich zu erhaschen; aber wenn er auch keines erhascht, oder wenn ihm auch sein Koffer voll Musikalien auf den Alpen verloren geht, so hat er darum nicht den Zweck seiner Reise verfehlt.

Ich behielt also meine Lehrart, mit der Ueberzeugung von ihrer Zweckmäßigkeit und ihren überwiegenden Vortheilen, auch in der Dichtkunst bey, entwickelte alle Begriffe aus gewählten Beyspielen, fing mit den gewöhnlichen unvollkommnern Begriffen an, und suchte sie nach und nach, so wie sich die Gelegenheit darboth, immer mehr aufzuklären und zu berichtigen. Man vergleiche z. B. die beyden letzten Hauptstücke dieses ersten Theiles mit dem zweyten Hauptstücke. Die Begriffe von Materie und Form, die in diesem zweyten Hauptstück nur noch verwirrt hingeworfen wurden, werden hier in größeres Licht gesetzt, und, wie ich mir schmeichle, bis zur völligen Deutlichkeit entwickelt.

Wenn man glaubt, daß die Vortheile, die ich von der analytischen Methode rühme, vielleicht nur Vorwand sind, und daß ich wohl eigentlich nur das Leichtere und Bequemere gesucht habe; so thut man mir Unrecht. Wahrlich! ich hätte für meine Trägheit nicht ärger, als eben durch meine Wahl, bestraft werden können. Was man aus seinem Nachdenken am leichtesten mitbringt, und also am leichtesten wieder gibt, sind die Resultate mit ihren hauptsächlichsten Gründen; was beym Wiedererin-

nern Mühe und beym Aufschreiben Noth macht, ist die ganze Reihe der oft so feinen, oft so schnellen Operationen, wodurch die Seele die Gründe fand und die Resultate entwickelte. Ja, wenn es nur noch genug wäre, der treue Geschichtschreiber seines eigenen Denkens zu seyn! Man ermüdet den Leser unausbleiblich, wenn man sich hier zu genau an die Wahrheit hält; wenn man ihn auch diejenigen Wege durchführt, von denen man selbst wieder umkehren mußte; oder da, wo man durch einen weitläufigen, beschwerlichen Umweg zum Ziele gekommen war, ihn diesen ganzen Umweg mitmachen läßt, ohne seitwärts in kürzere und angenehmere Fußsteige auszubeugen. Der analytische Schriftsteller, wenn er sich der ausdauernden Aufmerksamkeit des Lesers versichern will, muß mitten im Philosophiren ein wenig den Dichter spielen: er muß die wahre Folge seines Raisonnements wie eine Natur behandeln, die bey der Nachahmung nicht immer nur copirt, auch verschönert seyn will; er muß sehr oft einen künstlichen Gang dem wahren substituiren, und doch diesen Gang so ebnen, so sanft sich schlängeln lassen, so treffend zum Ziele hinrichten, daß wir der Kunst nicht gewahr werden. Ob ich in dem Bestreben, dieses zu thun, überall oder auch nur meistens glück-

lich war, müssen mir meine Leser sagen; ich selbst kann nichts weiter sagen, als daß ichs gewollt habe: und wie sehr ich dadurch meine Arbeit erschwert und verlängert, läßt sich begreifen.

Da meine Schrift noch nicht vollendet ist; so finden sich in diesem ersten Theile, eben um der gewählten Methode Willen, noch manche mangelhafte und verworrene Begriffe, über die man mich hoffentlich nicht zur Rede setzen wird, weil es sich fragt, ob ich nicht künftig auf sie zurück kommen, und sie von den Fehlern, die ihnen jetzt noch ankleben, reinigen werde. So werde ich z. B. erst künftig den falschen Eintheilungsgrund rügen, dessen bey Gelegenheit des Hirtengedichts gedacht wird: ich werde zeigen, daß Gegenstand, Classe von Gegenständen, Welt, wie man sich ausdrücken will, ganz und gar nicht in die Theorie der Dichtkunst gehöre, weil sie schlechterdings keine Gränzen haben würde, wenn man das Besondere aller der Arten von Gegenständen, die sich poetisch bearbeiten lassen, mit hinein ziehen wollte. An die Stelle dieses falschen Eintheilungsgrundes aber wird ein anderer treten, und erst da werden die wichtigen Lehren von dichterischer Wirkung, Natur, Wahrheit, Moralität u. s. w. ihre Stelle finden.

Einen der beträchtlichsten Fehler meines Buchs, den ich schon oben undeutlich angab, will ich lieber ganz frey heraus bekennen, und mich eben dadurch der Verzeihung meiner Leser versichern. Dieser Fehler ist die Ungleichheit des Tons, der in den erstern, und (wie ich hoffe) auch hier und da in den mittlern und letztern Hauptstücken leicht und faßlich, und dann mitunter wieder so schwer ist, daß er selbst spitzfindig scheinen könnte. Oft schreibe ich die ersten Anfangsgründe für Jünglinge, und dann wieder Subtilitäten für Männer. Eben weil ich diese Unschicklichkeit mitten im Werke gewahr ward, lagen die ersten eilf Bogen, die ich nach und nach abdrucken ließ, schon seit fünf Jahren unvollendet, und ich würde gern das ganze Buch unterdrückt haben, wenn ich es vor dem Verleger hätte verantworten können. Doch ist die Schuld weniger mein, als der Materie; mein nur in so fern, daß ich den zu feinen und für Anfänger zu schweren Materien nicht lieber auswich. Allein ich hätte in diesem Falle zwey Bücher schreiben müssen, wozu ich mich wenig aufgelegt fühlte: denn wie ich schon berührt habe, so sind alle zum speciellern Theile der Dichtkunst gehörige Grundbegriffe, und auch einige Puncte des allgemeinern Theils,

noch

noch in keinem mir bekannten Werke deutlich entwickelt, und ich hätte nicht gewußt, worauf ich Lehrer und Leser, zur Rechtfertigung meiner Aenderungen im Gebäude der Theorie, oder worauf ich auch den bessern Schüler, zu weiterem Unterrichte, hätte hinweisen sollen.

Mag doch der Lehrer, der sich des Werkchens etwa bedienen will, Untersuchungen, wie die allgemeinen über Materien und Form, überschlagen, und sich desto länger bey den Kritiken der gegebenen Beyspiele und bey den besondern Regeln jeder Dichtungsart verweilen, die ich in einigen Hauptstücken nur ganz kurz zusammen gedrängt, und wovon ich nur die Principien umständlicher entwickelt habe *).

*) Da diese Vorrede schon zum Drucke fertig ist, lese ich die Ankündigung eines neuen Lehrgebäudes der schönen Wissenschaften von Herrn Professor Eschenburg in Braunschweig. Die bekannte Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit dieses Mannes verspricht uns etwas vorzüglich Gutes; und so wird ohne Zweifel der Lehrer Recht haben, wenn er das Buch meines Freundes dem meinigen vorzieht. — (Diese „Theorie und Literatur der schönen Redekünste" von Herrn Eschenburg ist im gegenwärtigen Jahre 1805 zum dritten Mahle erschienen. Auch hat der nähmliche Verfasser, was Engel 1783 — man siehe vorher S. 8 — wünschte, von 1788 bis 1795 geliefert, nähmlich eine „Bey-

Das Nähmliche wird sich mit einigen Puncten aus dem allgemeinen Theile der Dichtkunst thun lassen, in deren Untersuchung ich mich deßwegen einließ, weil ich in den besten theoretischen Werken, die wir haben, noch keine völlige Befriedigung darüber fand. Dahin gehört vornehmlich die Untersuchung über das, was sich mit der Sprache zur Anschauung bringen läßt, und was also der Dichter einzig soll beschreiben wollen. Ich fand hierüber nicht das Wahre im Laokoon, und nicht das Vollständige im Ersten kritischen Wäldchen: einem Buche, das ich übrigens für eins der trefflichsten Stücke Kritik halte, die je sind geschrieben worden.

Eine ähnliche Ursache hat mich hier und da auch über einige ganz specielle Puncte, die bey den verschiedenen Dichtungsarten vorkommen, ein wenig schwatzhaft gemacht. So z. B. in dem Hauptstücke von dem Hirtengedichte. Der Schlegelsche, so unbedeutende Einwurf gegen die Erklärung in den Literatur-Briefen war bereits in der N. Bibliothek der schönen Wissenschaften beantwortet *). Allein

spielsammlung" zu seiner Theorie, aber freylich nicht bloß aus deutschen Dichtern. D. H.

*) Mendelssohns Erklärung des Schäfergedichts steht

es war noch ein anderer mehr scheinbarer Einwurf übrig; dieser nähmlich: wie die moralische Güte der Empfindungen und Leidenschaften, die doch jeder von dem Hirtengedichte fordert, aus dem Begriffe des verschönerten Gemähldes der kleinen Gesellschaften fließe. Ich fand diese Frage bey einem unserer kritischen Schriftsteller; allein die Antwort darauf fand ich nirgends: und doch schien mir die Frage der Beantwortung nicht unwerth, weil sie, auch bey der richtigsten Bestimmung des Begriffs der kleinen Gesellschaften, übrig zu bleiben scheint, und man nicht so unmittelbar einsieht: warum selbst der Erfinder der bestrittenen Erklärung einen sanften und ruhigen Ton von dem Hirtendichter fordert. Ich schmeichle mir, alle Schwierigkeit gehoben,

in den Literatur-Briefen, Th. 5, Br. 86. Hier kam der Ausdruck: „kleine Gesellschaften" vor: wofür Engel jetzt (S. 66) bestimmter sagt: „gesittete Menschen, die noch in keinen Staat zusammen getreten sind." — Joh. Adol. Schlegel, gegen dessen Anmerkungen zum Batteux (2. Auflage, 1759) die Erinnerungen in den Literatur-Briefen gerichtet waren, bestritt nun wiederum (in seinem Batteux, 3. Auflage, 1770) die dort gegebene Erklärung; welche dagegen der Recensent in der Leipziger N. Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. 12 St. 1 S. 77. folgg., vertheidigte. D. H.

und die Regel aus der Erklärung selbst bis zur Befriedigung entwickelt zu haben.

Das, was ich oben den Lehrer der Jugend zu überschlagen bath, bitte ich jetzt den Kenner, in meinem Werkchen ausdrücklich aufzusuchen; es ist das Einzige, was ihn darin vielleicht interessiren kann. Wenigstens mich interessirt es unendlich, sein Urtheil zu hören, und wo ich geirrt habe, Zurechtweisung von ihm zu erhalten. — Einen andern angenehmen Dienst würde man mir erzeigen, wenn man mir hier und da bessere Beyspiele des Guten und Schlechten nachwiese, als mir mein Gedächtniß oder eine oft mit Unmuth abgebrochene Lectüre an die Hand geben wollte. Bey einer neuen Auflage, die ja so manches, vielleicht noch mittelmäßigere, Buch erlebt, würde ich sicher Gebrauch davon machen. Nur bitte ich, mich nicht in den Verdacht zu haben, als ob ich wirklich schlechte Stücke für schön hielte, weil ich sie als Beyspiele zu den gegebenen Begriffen hingesetzt, und ihrer Fehler mit keiner Sylbe gedacht habe. Es war mir genug, wenn sie nur das zeigten, was sie zeigen sollten; und übrigens konnte es mir zuweilen lieb seyn, wenn ich den Schüler zu eigener Beurtheilung veranlaßte, und seinen

Geschmack auf die Probe stellte. So ist die Schlegelsche Fabel S. 35 in der That eine zusammen gesetzte Fabel, und zum Beyspiele um so geschickter, da hier Bild und Gegenbild in allen einzelnen Zügen einander genau entsprechen, und sogar in beyden Erzählungen einerley Reime beybehalten worden. Uebrigens ist sie freylich äußerst matt und langweilig erzählt, aber sie steht hier auch nur als Beyspiel einer zusammen gesetzten, nicht einer schönen Fabel.

Indem ich von der Fabel rede, erinnere ich mich an das, was ich meinen Freunden zu danken habe. Dem jetzt verewigten Lessing, wie ein jeder leicht wahrnehmen wird, das ganze Hauptstück von der Fabel; einem der Mitarbeiter an den Literatur-Briefen — oder warum sollte ich den würdigen, vortrefflichen Mann nicht lieber mit Nahmen nennen? — Herrn Mendelssohn den Begriff der Idylle, und was für mich noch weit wichtiger war, den Begriff des lyrischen Gedichts. Indem ich über das, was er von dem besondern Ideen-Gange in diesem Gedichte sagt *), weiter nach-

*) Von der Idylle sehe man den in voriger Note angeführten Brief 86 der Literatur-Briefe. Von der

sann, entdeckte ich, daß überhaupt die Ideen-Ordnung der wahre Begriff der Materie, als des ersten Eintheilungsgrundes der Dichtungsarten, wäre; und indem ich noch weiter nachsann, fand ich, wie viel auch die allgemeine Theorie von den Formen durch diese Lehre gewönne. Gespinnst und Gewebe selbst sind also zwar mein; aber die Flocke, aus der ich spann, gehört meinem Freunde: und wer weiß, ob ihm nicht manches auch noch von dem Uebrigen zukäme, wenn wir nicht das Unserige, bey verschiedenen über diesen Gegenstand gepflogenen Gesprächen, so durch einander geworfen hätten, daß wir es schwerlich wieder heraus finden möchten. Es ist mit den Wahrheiten, wie mit den Münzen: sie lassen sich nur am Gepräge erkennen; und wo also dieses abgegriffen ist — wie es sich denn an den Wahrheiten im Gespräche so leicht abgreift — da weiß man nicht mehr, von wem sie geschlagen worden. Die Materie ist überall die nähmliche, wenn anders die Münze echt ist: Gold oder Silber.

Wie bald der zweyte Theil diesem ersten

Ordnung, in welcher die Gedanken bey der Ode folgen, spricht Mendelssohn: Band 17, Brief 275 zu Anfang

folgen möchte, kann ich nicht sagen. Ich habe der poetischen Lectüre fürs erste satt, und weiß noch nicht, wie bald ich genug Entschließung haben werde, mich von neuem darauf einzulassen. Der wichtigen Materien sind freylich noch die Menge zurück; aber einen großen Vortheil muß ich doch in diesem ersten Theile schon einiger Maßen erreicht haben, oder ich habe meine vornehmste Absicht verfehlt. Sie war nähmlich die: der Verwirrung in den Haupteintheilungen abzuhelfen, überall bis zu allgemeinen Grundbegriffen hinauf zu steigen, das Genie mit seiner Arbeit nicht bloß auf gewisse Fächer einzuschränken, und noch vielweniger ihm die eigenthümliche Manier dieses oder jenes alten Meisters zum Gesetze zu machen. Eine solche Erweiterung der Theorie war schon ehemahl meine Absicht, als ich die Gedanken über Handlung, Gespräch und Erzählung für die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften schrieb *); doch hatte ich damahls die wesentlichsten Begriffe noch nicht hinlänglich entwickelt. — Wenn man mich zuweilen auf Ideen ertappen sollte, die aus jenem Jour-

*) Bibliothek Band 16; jetzt — und noch weiter ausgeführt, und anders geordnet — im 4. Bande dieser Schriften gedruckt: von Seite 101 an.

nale entlehnt sind *); so halte man mich darum für keinen Plagiarius: ich habe meines Wissens niemand anders damit beraubt, als mich selbst.

*) Z. B. aus der Recension von Ramlers lyrischen Gedichten (in der Bibliothek Band 14. 15.), von Diderot's Contes moraux (Band 15. 16.): welche Ideen theils in diese Poetik verwebt sind, theils in andere Abhandlungen, nahmentlich Band 4. u. s. w.

Erstes Hauptstück.

Von dem Gedichte überhaupt.

Der beste Weg, sich von einer Sache einen bestimmten Begriff zu machen, ist der, daß man sie mit ihrem Gegentheile vergleiche. Der Poesie steht die Prosa entgegen, und um also einen richtigen Begriff von jener heraus zu bringen, müssen wir sie mit dieser zusammen halten. — Jedermann fühlt, daß es Poesie ist, wenn Gleim singt:

Vom sternenvollen Himmel sahn
  Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
  Gedankenvoll den Held.
Gott aber wog, bey Sternenklang,
  Der beyden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
  Und Oestreichs Schale stieg.

Und daß es Prosa ist, wenn der Geschichtschreiber erzählt: „Der König nahm so weise Maßregeln, und griff die Feinde so vortheilhaft an, daß er,

ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit, einen vollkommenen Sieg erhielt."

Was macht nun aber jenes zur Poesie und dieses zur Prosa? Kein Unterschied zwischen beyden Stellen fällt sichtbarer in die Augen, als daß in der einen ein bestimmtes Sylbenmaß ist, in der andern nicht; daß die eine gereimt ist, die andere nicht. — Sollten denn aber Sylbenmaß und Reim wirklich den einzigen, oder nur den Hauptunterschied machen? Wir wollen sehen. — Der sonst vortreffliche Hagedorn singt:

Was ist die Weisheit denn, die Wenigen gemein?
Es ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu seyn.
Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollenkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu, und stete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten
Die freyen Handlungen auf Einen Zweck zu richten.

Hier ist auch Sylbenmaß und Reim, und doch wird jeder Leser von Geschmack die Stelle tadeln: er wird die Verse zu prosaisch finden. Hingegen, wenn Gerstenberg sagt: „Trage mich auf deinen kühlenden Flügeln, schneller Boreas, nach Cypern hin, wo Bacchus neue nektarische Reben pflanzt!" so ist hier zwar mehr als gewöhnlicher Wohlklang, aber es findet sich weder Sylbenmaß noch Reim, und gleichwohl ist die Stelle poetisch. Auch führt die Sammlung, woraus sie genommen ist, den Titel: Prosaische Gedichte.

Wir werden also noch andere Merkmahle aufsuchen müssen: und da fällt nun wieder kein Unterschied deutlicher in die Augen, als daß die poetischen Stellen Erdichtung, die prosaischen lauter Wahrheit enthalten. In der Gerstenbergischen finden wir Wesen genannt, die nirgend als in der Einbildung der Dichter existiren: Bacchus und den beflügelten Boreas; in der Gleimischen sind zwar die aufgeführten Wesen alle wirklich, aber die ihnen beygelegten Handlungen sind erfunden. Die Hagedornische Stelle dagegen enthält nichts als philosophische, so wie die andere, die wir der Gleimischen entgegen setzen, nichts als historische Wahrheit. — Das Wesen der Poesie scheint demnach in der Erdichtung, der Prosa in der Wahrheit zu liegen, und die griechische so wohl als die deutsche Etymologie der Wörter Poesie und Gedicht scheint diesen Begriff zu bestätigen.

Aber auch dieses Merkmahl kann noch nicht hinlänglich seyn; denn wenn nun ein falscher Zeuge vor Gericht eine ganze Erzählung ohne allen Grund der Wahrheit ersinnet: ist er darum ein Dichter? Oder ist jede Heiligen-Legende, jedes Koboldmährchen ein Gedicht, weil Wesen der Einbildung darin vorkommen? — Und wie, wenn es Poesie gäbe, die ein jeder dafür erkennte, und die gleichwohl nichts als wahre Empfindungen in wahren wirklichen Situationen ausdrückte? Haller singt bey dem Tode seiner Mariane:

Wie oft, wenn ich dich innig küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Diese so empfindungsvolle Stelle ist gewiß nicht prosaisch, und doch enthält sie, wie man dem Dichter leicht glauben kann, nichts als Wahrheit.

Also zum dritten Unterschiede, der in den obigen Stellen sichtbar ist! Dieser besteht darin: daß die poetischen ungewöhnlichere Wörter, wie: Sternenklang, nektarische Reben; fremde und eigene Wortfügungen:

Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held;

kühnere Metaphern: Gott wog den Krieg beyder Heere; häufigere Epithete, wie: kühlender Flügel, schneller Boreas, sternenvoller Himmel, enthalten; mit einem Worte, daß sie im Ausdrucke *weit* voller, glänzender, enthusiastischer sind, als die ganz simpeln und schmucklosen prosaischen. — Aber auch dieses Merkmahl kann wohl nicht hinlänglich seyn; denn die zuletzt angeführte Hallersche Stelle ist im Ausdrucke desto ungeschmückter und einfältiger, und ist gleichwohl poetisch.

Dessen ungeachtet fühlt man, daß in jedem dieser Merkmahle, obgleich keines den Begriff erschöpft, ja, obgleich jedes einzeln weg seyn kann, etwas zur Poesie Gehöriges liege. Reim und Sylbenmaß machen noch kein Gedicht aus; aber gleichwohl gehören beyde nur für den Dichter.

Nicht zu jedem Gedichte wird Erdichtung erfordert, und nicht jede Erdichtung ist Poesie; aber gleichwohl ist es unläugbar etwas Poetisches, zu erdichten. Nicht in jedem Gedichte darf der Ausdruck glänzend und prächtig seyn; aber gleichwohl ist ohne Zweifel so ein Ausdruck poetisch. — Alles kömmt also darauf an, daß wir das Allgemeinere finden, das in jedem dieser Merkmahle begriffen ist: denn dieses Allgemeinere muß das Wesen der Poesie enthalten. Am besten, daß wir zu dieser Untersuchung das Merkmahl des Reims und des Sylbenmaßes wählen, weil diese dem Gedichte allein eigen sind, und schlechterdings nicht für die Prosa gehören.

Aber der Reim findet sich nur in den neuern, und auch bey weitem nicht in allen neuern Gedichten. Die Römer und Griechen reimten nie, und auch Kleist's Frühling, Klopstock's Messias, viele Oden von Ramler, sind ohne Reim geschrieben. Wir lassen daher auch den Reim lieber weg, und bleiben bloß bey dem Sylbenmaße.

Was kann man also davon gehabt haben, daß man sich den Zwang auferlegt, lange und kurze Sylben, bald mit der genauesten Regelmäßigkeit, bald mit etwas freyerer Wahl, abwechseln zu lassen? Das erste z. B., wenn man in lauter Jamben schreibt; das andere, wenn man Hexameter macht? Was ferner davon, daß man diese regelmäßig abwechselnden Sylben insgemein wieder in Zeilen von gleich viel Füßen, oder wenigstens in regelmäßig abwechselnde Zeilen von un=

gleichen Füßen eingeschlossen hat? Ja, oft noch über dieß sich das Gesetz auferlegt, ganze Reihen von solchen Zeilen wiederum einander gleich zu machen? Mit einem Worte: daß man sich an Sylben-, Zeilen- und Strophenmaße gebunden hat?

Zuerst merkt ein jeder, daß die Art von Tact und von Rhythmus, die hierdurch in die Rede kömmt, etwas sehr Schmeichelhaftes für das Gehör habe, und daß durch dieses Schmeichelhafte, welches sich mit dem Reitze des Neuen und Ungewöhnlichen vereinigt, die Aufmerksamkeit mehr erweckt, der Eindruck mehr verstärkt werde, als durch die freyere prosaische Art zu reden. — Wenn man den Kindern das Lernen historischer Nahmen, grammatikalischer Regeln u. s. f. erleichtern und angenehmer machen will, so bringt man sie ihnen in Verse.

Ferner hat die Poesie schon durch das bloße Sylbenmaß einen Vortheil, den die Prosa nie so ganz erreichen kann: diesen nähmlich, daß es manche in den Worten liegende Vorstellungen durch Nachahmung sinnlicher macht, daß es mahlt. In folgender Gleimischen Stelle wird die Geschwindigkeit mehr noch durch die Dactylen und die Kürze der Zeilen, als durch das Gleichniß, ausgedrückt:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.

Und so haben andere Sylben- und Zeilenmaße etwas Langsames, Feyerliches, Prächtiges, Sanf-

tes, das schon in dem bloßen Falle liegt, und wenn es mit dem Inhalte der Worte gehörig harmonirt, die Vorstellungen bey richtiger Declamation sehr zu unterstützen dient. — Selbst Unregelmäßigkeiten des Sylbenmaßes haben oft viel Ausdrückendes und Mahlerisches. Wie z. B. die unvollendete Zeile in Kleist's Frühling:

— — — Verstummt dann, bebende Saiten!
So preist ihr würd'ger den Herrn!

Oder der Mangel des Einschnitts in folgender Ramlerischen Zeile:

So lang' in dieses Hafens Arme Segel wallen.

Oder Spondeen, statt der Dactylen, in dem vorletzten Fuße des Hexameters, wie manchmahl bey Klopstock. Oder die Verschlingung einer Zeile und einer Strophe in die andere, wie bey Ramler:

O weiche Söhne tapfrer Franken! Sprechet
Helvetien um Männer an!
O plündert unbewährte Fürstenthümer! Brechet
Mit Wagen, Roß und Mann
In eurer Väter alte Sitze! Schreitet
Kühn über den gehörnten Rhein u. s. w.

Wer sieht nicht, wie vortrefflich hier der Dichter, bloß durch seinen kunstvollen Versbau, die Gedanken gemahlt hat? Ueberhaupt hat niemand das Mechanische der Poesie, wie man es nennt, so sehr in seiner Gewalt gehabt, und es mit solcher Klugheit zu nutzen gewußt, als Ramler.

Mit diesem Vortheile ist ein dritter verbunden, der von allen der wichtigste ist, und sich be-

sonders bey gewissen Sylbenmaßen äußert: daß nähmlich die Sprache dadurch der Musik fähig wird, als zu welcher Tact und Rhythmus gehören. Auch ist schon das Sylbenmaß selbst, wenn auch die Worte noch nicht gesungen, sondern nur gut recitirt werden, eine Art von Musik. Musik aber ist lebendiger Ausdruck der Empfindung, und eben dadurch auch Mittel, bey Andern Empfindung hervor zu bringen. Die Erklärung dieser Sache, wenn sie überhaupt befriedigend kann gegeben werden, würde uns hier zu weit führen; genug, daß ihre Wahrheit durch eines jeden mannigfaltige Erfahrungen an sich und an Andern bestätiget wird. Nicht allein aber macht das Musikalische des Sylbenmaßes die Sprache zum Ausdrucke und zur Erweckung der Empfindung überhaupt bequemer; sondern auch die eigene Art der Empfindung, die der Dichter jedes Mahl ausdrücken und erwecken will, wird durch das Eigenthümliche eines klüglich gewählten Sylbenmaßes ungemein unterstützt. In der ersten der folgenden Stellen ist das Sylbenmaß schmeichelnd und sanft; in der zweyten, munter und fröhlich; in der dritten, feyerlich ernst; der Natur der Empfindungen gemäß, die den Inhalt einer jeden ausmachen.

Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
Lieber unter Lauben und auf Blumen lauschest,
Als Palläste suchest, und aus Golde trinkst,
Und auf Cedern tanzest und auf Sammet sinkst!
Einen Prinzen höre u. s. w.

Ramler.

Da auf rauschendem Gefieder
Zephyr uns den Frühling bringt,
So erwacht die Freude wieder;
Alles lacht und alles singt.
Tanzt, o tanzet, junge Schönen,
Meiner sanften Leyer nach,
Die noch nie mit leichtern Tönen
Unter meinen Händen sprach!

Uz.

Zu lang' ist's schon, Elise, daß ich schweige,
Und bringe dir nur stumme Thränen dar.
Nimm hin ein Lied, nicht daß ichs Menschen zeige;
Nein, still und treu, wie unsre Liebe war.
Was! schilt die Welt zuletzt noch, wenn ich weine?
Wer starb mir denn? Weß ist Elisens Grab?
O nennet mir ein Elend, wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab!

Haller.

Die Summe von diesem allen ist: daß das Sylbenmaß dem Ohre schmeichelt, der Einbildungskraft die Ideen mehr gegenwärtig zu machen dient, und die Absicht, das Herz in alle Arten von Empfindung zu setzen, mit erreichen hilft. Diese verschiedenen Vortheile lassen sich aber wieder auf einen allgemeinern Begriff bringen: das Sylbenmaß nähmlich ist ein Hülfsmittel, lebhaftere Vorstellungen zu erzeugen. Und wie, wenn nun der ganze Zweck des Dichters und das ganze Wesen seiner Kunst darauf hinaus liefe, durch den Gebrauch der Rede, als die sein einziges Instrument ist, lebhaftere Vorstellungen auszudrücken und zu erzeugen? Oder welches einerley sagt: diejenigen

Seelenkräfte, die allein zur Empfängniß solcher Vorstellungen geschickt sind, die Sinne, die Einbildungskraft, den Witz, das sympathetische Gefühl, in Uebung zu setzen, und sie durch diese Uebung zu erhöhen und zu schärfen?

Die Prosa würde dann der Poesie so entgegen gesetzt seyn, daß jene mehr auf richtige Vorstellungen der Dinge, zur Erweiterung nützlicher Kenntnisse, auf Ueberzeugung des Verstandes von allgemeinen oder besondern Wahrheiten, an denen gelegen ist, auf Lenkung und Ueberredung des Willens vermittelst aufrichtiger Darstellung oder hinterlistiger Vorspiegelung des Wahren, ginge.

Um die Richtigkeit unserer Erklärung zu prüfen, müssen wir sehen, ob auch die andern oben bemerkten Unterschiede zwischen Poesie und Prosa in ihr gegründet sind. Und wie erklären wirs denn zuerst, daß der Poet erdichtet? daß er aber nicht immer erdichtet? und daß nicht jeder, der erdichtet, Poet ist?

Der Poet, werden wir sagen, erdichtet, weil ihm die bloße Wahrheit zu seinem Zwecke nicht Genüge leistet, weil sie für ihn zu kalt, zu verwickelt, zu leer ist. Bald versteckt er also die Wahrheit in Erdichtungen, um den Eindruck zu verstärken und zu erhöhen; bald läßt er nur einen Theil des Wahren, wie er ist, und nimmt mit dem andern beträchtliche Veränderungen vor; bald erdichtet er ganze Geschichten ohne allen Grund der Wahrheit, weil er nichts Wahres kennt, oder weil ihm jetzt nichts Wahres vorschwebt, das seine

Seele und die Seele seiner Zuhörer gleich lebhaft beschäftigen könnte. — Er erdichtet aber nicht immer, weil nähmlich manches Wahre zur Erreichung seiner Absicht, Einbildungskraft und Herz zu erwärmen, schon hinlänglich geschickt ist. — Und nicht jeder, der erdichtet, ist Dichter, weil nähmlich nicht jeder auf die Wirkungen des Dichters damit abzielt; weil ihm an der Lebhaftigkeit der Vorstellungen weniger, als an ihrer geglaubten Richtigkeit liegt.

Wie erklären wirs ferner, daß sich der Poet in seinen Ausdrücken oft so weit über den Prosaisten erhebt, und oft wieder die simpelste, ungeschmückteste Sprache redet? Denn in manchen Liedern, in Elegien, in Lustspielen; wie einfach ist da die Sprache! Und wie erhaben und prächtig wieder in der hohen Ode, in Epopöen, und heroischen Trauerspielen?

Alle oben angeführte und nicht angeführte Unterschiede im Ausdrucke, der Gebrauch neuer, fremder, veralteter Wörter und Redensarten, die ungewöhnlicheren Wortfügungen, die häufigeren Epithete, die kühneren Metaphern, die Figuren aller Arten in Gedanken und Worten, dienen zum Ausdrucke und zur Erweckung lebhafter Vorstellungen. Sie müssen also vor allen dem Dichter zugehören, der auf lebhafte Vorstellungen, als auf den letzten Zweck seiner Kunst, arbeitet. — So bald aber der Fall eintritt, daß die Natur der lebhaften Vorstellungen keinen Glanz des Ausdruckes verträgt, so muß auch die Sprache zu der ge-

wöhnlichen sich mehr herab lassen, und nur durch Präcision, Energie, Naivetät sich empfehlen. Traurigkeit z. B. verwirft allen gesuchten Schmuck, und wer in klagenden Elegien Klopstocks Odensprache reden wollte, würde durch die auffallende Disharmonie zwischen Empfindung und Ausdruck alle Wirkung vernichten. Fröhlichkeit ist, ihrer Natur nach, leicht und sorglos; wer sie singt, muß keine hochtrabende Wörter brauchen, keine künstliche Perioden flechten, u. s. w. Wir sehen, daß in unserer Erklärung alles liegt, was darin liegen sollte, und schließen daher, daß sie die richtige ist.

Die Gattungen fließen freylich, in Werken der Kunst, wie der Natur, überall in einander; indeß wird unsere Erklärung dienen, die Gränzen so genau als möglich zu berichtigen. Sie führt nähmlich auf den Grundsatz: So oft in einem Werke die Lebhaftigkeit der Vorstellungen der hervorstechende höhere Zweck ist, dem die andern *untergeordnet* worden, so ist das Werk mehr zur Poesie gehörig; so bald jene nur Mittel oder untergeordneter Zweck ist, so ist es mehr zur Prosa gehörig *).

*) Man muß bey Anwendung dieses Grundsatzes nur folgende Erinnerungen merken: 1) Ein Werk kann so unverträgliche Eigenschaften verbinden, daß von der Gattung gar nicht die Frage seyn kann, weil es ein abgeschmacktes und widersinniges Werk ist. Dieß würde z. B. der Fall seyn, wenn eine Rede nach allen Regeln einer ängstlichen Homiletik genau disponirt, und dann gleichwohl in den prachtvollesten Hexametern geschrieben wä-

Poetisches Genie ist nun, nach unserer Erklärung des Gedichtes, die Fähigkeit, Ideen von einem hohen Grade der Lebhaftigkeit hervor zu bringen. Mithin liegt es in einer vorzüglichen Stärke der oben benannten Seelenkräfte.

Die Vortrefflichkeit der poetischen Kunst erhellet aus der Schätzbarkeit eben dieser Seelenkräfte, als auf deren Uebung und Erhöhung sie abzweckt.

Poetische Begeisterung ist die jedesmahlige wirkliche Aeußerung des Genies, oder derj.-

re. Hier würden Plan und Vortrag auf ganz verschiedene Endzwecke gehen, deren einer durch den andern gehindert würde, und das Ding würde eher Unding als Mittelding seyn. 2) Die verschiedenen Theile können einander so unähnlich, so heterogen seyn, daß das Werk in Absicht des einen etwas ganz anders als in Absicht des andern ist, und dann läßt es sich freylich unter keine bestimmte Gattung bringen. 3) Wenn in einem Werke nicht alles geschehen ist, was zur Erreichung des Endzweckes geschehen konnte, so macht dieser Umstand das Werk in so fern mangelhaft, aber wirft es noch nicht aus der Gattung heraus. An Geßners Idyllen z. B. mangelt etwas, weil sie nicht versificirt sind; aber sie bleiben dennoch Gedichte. 4) Wenn in einem Werke für den Endzweck zu viel geschehen ist; so hat das Werk in so weit einen Fehler, aber hört darum noch nicht auf, von der und der Gattung zu seyn. Ein Geschichtschreiber kann sich in seiner Sprache etwas zu sehr dem poetischen Tone nähern; er bleibt darum doch ein Geschichtschreiber. — Die weitere Entwickelung des Begriffes der Lebhaftigkeit wird sich unten beym Lehrgedichte finden.

nige Zustand der Seele, in welchem sie Ideen von einem vorzüglichen Grade der Lebhaftigkeit aus ihrer eigenen Kraft hervor bringt.

Das Genie aber ist nicht immer und nicht in jedem Augenblicke Genie. Nicht alle seine Ideen haben den gehörigen Grad von Lebhaftigkeit; nicht alle harmoniren gleich richtig mit der Reihe der übrigen Ideen; nicht alle erhalten im ersten Augenblicke den treffendsten und glücklichsten Ausdruck; nicht jede Anordnung der Theile bringt gleich gut die abgezweckte Wirkung hervor; nicht alle Ideen sind der Seele gleich angenehm, es sey nun, daß sie sinnlichen Widerwillen erregen, oder das moralische Gefühl beleidigen. Um es kurz zu fassen: nicht alle Ideen, Ausdrücke und Anordnungen der Theile sind s c h ö n. Es muß also noch der G e s c h m a c k hinzu kommen, der in dem undeutlichen Urtheile über die Schönheit besteht. K r i t i k ist eben dieses Urtheil, entwickelt und deutlich gemacht; oder kürzer: der raisonnirte Geschmack.

Zweytes Hauptstück.

Von den verschiedenen Dichtungsarten.

Wir haben, in dem vorhergehenden Hauptstücke, verschiedener Dichtungsarten erwähnen hören. Von diesen Dichtungsarten hat schon ein jeder, der nur nicht ganz unbelesen ist, einen ungefähren Begriff, welcher bloß etwas mehr braucht aufgeklärt und genauer bestimmt zu werden. Wir wollen also nun ausdrücklich fragen: Worin besteht der Unterschied unter ihnen? Lassen sie sich alle unter Eine Eintheilung bringen? Oder sind sie Glieder mehrerer Eintheilungen, die aus verschiedenen Gründen gemacht sind? Und wenn das Letztere ist, welches sind diese Gründe? — Um hierauf zu antworten, müssen wir auf gut Glück einige Dichtungsarten heraus nehmen, sie vergleichen, und uns Rechenschaft von ihrem Unterschiede geben.

Worin mag also z. B. der Unterschied zwischen einem lyrischen Gedichte und einem Lehrgedichte liegen? Das Lehrgedicht, finden wir, ist eigentlich nur zur Declamation eingerichtet, es ist in einer einförmigen Versart, mit weniger Abwechselung des Sylbenmaßes, weniger Schwung, weniger merkbarem Rhythmus geschrieben, als das lyri-

sche mehr sangbare Gedicht. Man vergleiche z. B. die erste Hallersche Stelle mit der zweyten von **Uz**:

Wohlangebrachte Müh! Gelehrte Sterbliche!
Euch selbst mißkennet Ihr, sonst Alles wißt Ihr eh.
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein, was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerey,
Was falsches Gut, was echt, was Gott und jeder sey:
Das überlegt Ihr nicht; Ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke.

Mit sonnenrothem Angesichte,
Flieg' ich zur Gottheit auf. Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang!
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen?

Sollte denn aber der ganze Unterschied nur hierin, nur in der äußern Einrichtung, liegen? — Dann müßte dieser Unterschied aufhören, so bald man beyde Werke, in Ansehung dieser äußern Einrichtung, einander ähnlich machte. Aber wir finden, daß ein lyrisches Stück und ein Lehrgedicht auch dann noch ihre Nahmen behalten, wenn in der Versart kein Unterschied mehr zu machen ist. Folgende Stellen sind beyde in Hexametern geschrieben; und doch nennt ein jeder die erste lyrisch, die andere didactisch. Eva singt beym Kreuze des Messias:

Du, mein Herr und mein Gott! wie kann ich, du Liebe! dir danken?
Ewigkeiten, sie sind zu kurz, genug dir zu danken!

Hier will ich liegen und bethen, bis du dein göttliches Haupt nun
Neigst im Tode! Nur vor dem Fürchterlichsten der Engel,
Nur vor seiner Stimme soll meine Stimme verstummen,
Wenn er kommt, und es nun von deinem Vater verkündigt,
Der dich verlassen hat. — Hör um dieser Todesangst willen,
Die für Sünder du fühlst, hör, Gottverlaßner, mein Flehen!
Herr! für deine Versöhnte, für meine Kinder, für alle,
Die das weite, das furchtbare Grab, die Erde, (doch hats auch
Deine Gnade mit Blumen bestreut) noch künftig bewohnen,
Und, mit jedem vor deiner Versöhnung entschlafnen Jahrhundert,
An dem Tage der großen Entscheidung, auferstehn werden!
Meine zahllosen Kinder, für diese fleh' ich dich, Herr an!
Weinend, mit dürftigem Leibe, mit weit mehr dürftiger Seele
Werden sie auf die Erde geboren u. s. w.,

Klopstock (Ges. 10).

Willst du die Ursach erforschen, warum in der Reihe der Wesen
Gott nicht zum Seraph dich schuf? Entdeck erst, Stolzer, weßwegen
Er nicht zur Milbe dich schuf! Soll deiner Thorheit zum Vortheil
Die große Weltkette brechen, und tausend Planeten und Sonnen,
Aus ihren Kreisen gerückt, in einen Klumpen zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Himmels Vorhang zerreissen,
Und endlich die ganze Natur, erschüttert zum Innersten, seufzen?
Dieß willst du, wenn du verlangst, was mit der Weltordnung streitet.

Sey deiner Neigungen Herr, so wirst du das Unglück beherrschen;
Der Schöpfer ist Liebe und Huld, nur die sind deine Tyrannen.

Kleist.

Wenn wir diese Stellen vergleichen, in welchen uns nun keine äußere Verschiedenheiten mehr aufhalten, so finden wir leicht, worin der Hauptunterschied liegt: in der erstern nähmlich wird mehr das Herz, in der andern mehr der Verstand beschäftigt; in jener schüttet der Dichter Empfindungen aus, in dieser trägt er allgemeine Wahrheiten vor, argumentirt, widerlegt. Der Unterschied beyder Dichtungsarten liegt also hauptsächlich im Inhalte, in der Materie. Und wenn es sonst noch Unterschiede gibt, in der Sprache, der Versart, der Folge und Verbindung der Gedanken: so scheinen diese eben durch jenen Hauptunterschied schon mit angegeben zu werden.

Worin liegt, wollen wir ferner fragen, der Unterschied zwischen dem epischen Gedichte und dem Drama? Schwerlich, wie bey dem vorigen, in der Materie; denn wie hätte dann Horaz dem tragischen Dichter rathen können, seinen Stoff aus einem epischen, dem Homer, zu nehmen? Es muß möglich seyn, daß eben dieselbe Handlung von dem epischen Dichter erzählt, und von dem dramatischen wirklich vorgestellt werde. Hierin also selbst wird der Unterschied liegen: daß nähmlich das eine Mahl nur ein Zeuge spricht; das andere Mahl die Personen selbst reden, unter denen die Handlung vor-

fällt. Mithin finden wir nun einen zweyten Eintheilungsgrund, der von dem vorigen ganz verschieden ist; nicht der behandelte Stoff oder die Materie macht den Unterschied, sondern die Art der Behandlung, die Form. Damit besteht dann noch immer, daß nicht jede Form sich zu jeder Materie schickt, oder daß manche Gegenstände nur die epische, manche nur die dramatische Behandlung vertragen.

Ehe wir weiter suchen, wollen wir sehen, wie weit wir mit diesen beyden Eintheilungsgründen ausreichen? ob nicht vielleicht schon alle, oder doch die meisten Dichtungsarten durch sie angegeben und unterschieden werden? — Wir fragen also zuerst: wie viel sind im Allgemeinen Unterschiede möglich, die aus der Materie entstehen?

Es scheint alles erschöpft zu seyn, wenn wir sagen: Der Dichter stellt entweder eine Sache vor, wie sie ist oder geschieht, es sey nun eine wirkliche oder eine erdichtete Sache; oder er stellt allgemeine Betrachtungen an, trägt allgemeine Wahrheiten vor; oder er bricht in Empfindungen aus. Im ersten Falle ist wieder zweyerley möglich: denn entweder will er uns nur schlechtweg mit der Beschaffenheit eines Gegenstandes bekannt machen, uns nur zeigen, was alles an einer Sache zu bemerken ist, was sich alles nach einander begibt; oder er will uns zeigen (was er allein bey moralischen Wesen zeigen kann), wie eins das andere hervor bringt, wie sich eins aus dem andern entwickelt. In jenem

Falle beschreibt er bloß; in diesem läßt er uns Handlung sehen. — Wenn dieses, so allgemein gesagt, zu dunkel ist, so sehe man hier Beyspiele, die es erläutern können.

In folgender Stelle beschreibt Haller einen natürlichen Gegenstand, wie er ist:

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget, was er netzt.
Sein laut'res Wasser rinnt voll flüssiger Metallen;
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluthen wallen
Von innerlichem Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Fluth zusammen;
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen Flammen.

Kleist beschreibt in seinem Frühlinge Verschiedenes, was nach einander geschieht:

— — — Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und untergräbet den Flügel,
Und eilt zum Liebling aufs Dach. Der Eifersüchtige zürnet,
Und dreht sich um sich und schilt. Bald rührt ihn die schmeichelnde Schöne,
Dann tritt er näher und girrt. Viel Küsse werden verschwendet.
Jetzt schwingen sie lachend die Flügel und säuseln über den Garten.

Ganz etwas anders findet man in folgendem

kleinen Stücke: denn hier hängt alles innig zusammen; eins wird Ursache des andern. Wir sehen freye, mit Absicht wirkende Wesen, die eins das andere bestimmen; mit einem Worte: es ist Handlung in dem Gedichte.

Philippus war bemüht in Thracien zu dringen,
Und in dem Hinzug noch Methone zu bezwingen;
Als Aster, den man dort den besten Schützen hieß,
Sich diesem Könige zum Dienst entbiethen ließ.
Ihn rühmten Hof und Land; von Allen ward erzählet,
Nur dieser habe nie des Schusses Ziel verfehlet,
Weil sein geschwinder Pfeil, dem er die Kraft ertheilt,
Die Vögel in der Luft im schnellsten Flug ereilt.
Wohl! sprach Amyntas Sohn: wenn wir mit Stahren streiten,
So soll er ganz gewiß beym Angriff uns begleiten.
Das scheint vortrefflich schön. Denn wer bewundert nicht
Den göttlichen Verstand, so oft ein König spricht?
Der Schütze, seine Kunst nicht mehr verhöhnt zu sehen,
Eilt, den Belagerten rachsüchtig beyzustehen.
Er flieht in ihre Stadt, verstärkt die Gegenwehr,
Und machet Sturm und Sieg dem stolzen Heere schwer,
Das plötzlich sich gescheucht und voll Bestürzung fühlet,
Weil Asters scharfer Pfeil, der auf den König zielet,
Den ihm bestimmten Flug mit dieser Aufschrift nimmt:
Philippus rechtem Aug' ist dieser Schuß bestimmt.
Der König, der ihn nicht so fürchterlich geglaubet,
Bereut nunmehr den Scherz, der ihm sein Auge raubet,
Und schießt den Pfeil zurück mit dieser Gegenschrift:
Du, Aster, kömmst ans Kreuz, so bald man dich betrifft.
Kaum ward der Friede drauf der frohen Stadt versprochen,
So ward auch Asters Scherz durch seinen Tod gerochen.

Hagedorn.

Voraus gesetzt nun, daß sich die vier angegebenen Arten von Materie alle poetisch behandeln lassen, alle an lebhaften Vorstellungen fruchtbar werden können — und das muß doch seyn, da wir von allen Beyspiele gesehen; — so ergeben sich nun viererley verschiedene Dichtungsarten. Zuerst die mahlerische oder beschreibende; zweytens, diejenige, welche Handlung enthält, und für die wir im Allgemeinen keinen besondern Nahmen haben; drittens, die didactische oder lehrende; viertens, die lyrische Gattung.

Wir haben nun noch zweytens zu fragen: Was für neue Dichtungsarten ergeben sich, wenn wir auf die Art der Behandlung, die Form, sehen? — Der eine Unterschied ist, in Ansehung derjenigen Gattung, die Handlung enthält, schon angegeben: entweder erzählte nur ein Zeuge; oder die Personen selbst traten auf, zwischen denen die Handlung vorfiel. Um dieses ganz allgemein zu machen, werden wir sagen: das Gedicht ist entweder fortgehende Rede Einer Person, oder Gespräch zwischen mehreren Personen. Im ersten Falle hat wiederum die Person, welche spricht, entweder mit dem Publicum überhaupt zu thun; oder besonders, wie in der poetischen Epistel, mit einer bestimmten andern Person, an die sie die ganze Rede richtet, auf die sie immer vorzüglich Rücksicht nimmt.

Ein anderer Unterschied ist, daß man dem Gedichte entweder die Einrichtung gibt, wie es am bequemsten mit einer andern verschwisterten Kunst, der Musik, kann verbunden werden; oder daß man

das nicht thut. Aus der bloßen Erzählung kann auf diese Art Romanze, aus dem bloßen Drama Oper werden. Freylich aber muß man dann die besondere Materie, die man zu so einer Erzählung oder zu so einem Drama nimmt, so auswählen, daß die Verbindung mit der Musik nicht unschicklich sey.

Wir sehen schon, auch die Sache nur ganz leicht überdacht, daß sich durch die beyden angegebenen Gründe der Eintheilung, Materie und Form, wenn wir die verschiedenen Glieder derselben mit einander verbinden, und hier und da noch etwas nähere Bestimmungen hinzu thun, alle uns bekannte Dichtungsarten werden erklären lassen: Satyre, Lied, Epigramm, Cantate, Trauerspiel, Lustspiel, oder wie sie sonst Nahmen haben. Nur bey zwey Dichtungsarten möchten wir etwa zweifeln können, wo wir sie hinbringen sollen: bey der Fabel, und der Idylle.

Denn, wenn ohne eine allgemeine Lehre eine Fabel keine Fabel seyn kann, so scheint es ja, daß sie zur didactischen Gattung gehöre? Wiederum aber, wenn zu einer jeden Fabel nothwendig erfordert wird, daß uns darin ein bestimmtes Factum vorgetragen werde; so scheint es ja, daß sie zu einer ganz andern Gattung zu zählen sey, zu der nähmlich, welche beschreibt oder erzählt? Sollten sich denn etwa mehrere Gattungen von Materie auf gewisse Weise verbinden lassen, so daß hier und da eine Mittelgattung entstände?

Ferner, die Idylle: wenn in der alle Arten von Materie können behandelt, alle Formen können angebracht werden, wie uns das Geßner gezeigt hat; so scheint es ja, daß es noch einen dritten Grund der Eintheilung geben müsse, der von den bisher angeführten verschieden ist? — Wir wollen diese Fragen sogleich zu beantworten suchen, indem wir beyde Dichtungsarten nach einander besonders vornehmen.

Drittes Hauptstück.

Von der Fabel.

Fabel heißt zuweilen die Reihe der hauptsächlichsten Begebenheiten, die in einer Erzählung oder einem Drama zum Grunde liegen. In diesem allgemeinern Sinne nehmen wir das Wort hier nicht, sondern wir reden von der kleinen äsopischen Fabel; dergleichen folgende ist:

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf pohlnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder;
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt wie er zu gehn,

So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrien Alle: fort mit dir!
Du, Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geschickt! man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Gellert.

Wir finden in dieser Fabel folgende Merkmahle: eine nützliche Lebensregel; ein Bild, worin sie uns vorgehalten wird; die Form des Ganzen erzählend; Thiere als menschliche Wesen aufgeführt; und endlich nur Eine Regel und nur Ein Bild. — Welche von diesen Merkmahlen sind der Fabel wesentlich? welche sind zufällig?

Zuerst: Muß jede Fabel nothwendig eine Lebensregel enthalten? Eine Lebensregel wohl eben nicht; denn Folgendes ist ja auch eine Fabel, und führt doch zunächst nur auf eine Wahrheit, auf eine Bemerkung.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging,

begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr, als ein Esel?

Lessing.

Vielleicht aber, daß auch die Wahrheit zur Fabel nicht schlechterdings erforderlich ist; denn man sehe folgendes Stück:

Die Turteltaube und der Wanderer.

Wanderer.

Was machst du da, du kleine Turteltaube?

Taube.

Ich seufze. Mein getreuer Mann
Ward einem Jäger hier zum Raube,
Dem er doch nichts gethan.

Wanderer.

Ey so flieg weg! Wie wenn er wieder käme
Mit dem Geschütz, das ihm das Leben nahm,
Und gleichfalls dir das Leben nähme?

Taube.

Thut er es nicht, so thut es doch der Gram.

Gleim.

In diesem Stücke ist freylich das nicht, was wir unter Wahrheit verstanden; aber ist auch das Stück eine Fabel? Es ist, finden wir, bloß ein rührendes Geschichtchen, dessen ganzes Verdienst in einer feinen, zärtlichen Empfindung besteht, und das sich in die Sammlung, worin wir es antreffen, bloß scheint verirrt zu haben. Die Wahrheit

ist also allerdings wesentlich; und um allen Mißverstand zu vermeiden, wollen wir uns noch deutlicher ausdrücken, und zur Fabel eine allgemeine Wahrheit fordern. — Doch wie, wenn auch dieses noch nicht hinlänglich wäre? Wie, wenn dann auch folgendes Mährchen eine Fabel seyn müßte, was es sicher nicht ist?

Die Ziegen.

Die Mutter des Teufels übergab ihm einstmahls vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in Zucht halten konnte. Deßhalb sagte er zu seiner Mutter, nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter! hier sind eure Ziegen. Ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine einzige Ziege. — Diese Fabel zeigt, daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege.

Holberg.

Gesetzt, daß diese Bemerkung ihre Richtigkeit hätte, und daß sie sich aus dem Mährchen wirklich ergäbe; wäre darum das Stück eine Fabel? Wir sehen, daß wir noch eine Bestimmung vergessen haben, und daß wir nicht bloß sagen müssen: eine allgemeine, sondern auch: eine moralische Wahrheit. — Lebensregel braucht zwar die Bemerkung nicht zu seyn; aber doch muß sie die moralische Seite des Menschen treffen, sie muß für ihn lehrreich und heilsam werden können.

Zweytens: Muß uns die Wahrheit nothwendig in einem Bilde gegeben werden? Noth-

wendig! Denn die bloße Wahrheit, trocken hingeschrieben, wäre nur Sentenz, Maxime, Reflexion, weiter nichts. — Aber sollte auch wohl der unbestimmte Ausdruck: Bild, schon genug sagen?

Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel mit Nahmen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ey nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn: weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

(Ist von Lessing.)

Hier haben wir ganz gewiß ein Bild; aber haben wir eine Fabel? In den vorigen Stücken ward uns das Erdichtete als wirklich geschehen erzählt; hier hingegen gibt man es für nichts als Erdichtung. Dieses, empfinden wir, sollte nicht seyn; die Wirklichkeit ist zur Fabel nothwendig, und wir wollen also statt Bild lieber Factum sagen. — Doch, gesetzt nun auch, daß wir dem Merops die Wirklichkeit gäben, und den Uhu für: Ey nicht doch! sagen ließen: „Ey ja doch!“ würde das Stück dann zur Fabel? Es bliebe noch immer ein bloßes Gleichniß, in welches der Dichter durch seinen Witz und Scharfsinn die Wahrheit erst hinein trüge, anstatt daß sie von selbst aus dem Factum hervor fallen, sich uns gleichsam freywillig dar-

biethen sollte. Also auch nicht Factum wollen wir sagen, sondern: ein für wirkliche Geschichte gegebenes Beyspiel. — Daß es Handlung sey, ist so nothwendig nicht; denn folgende Fabel ist gewiß eine echte und gute Fabel, ob sie gleich nur eine bloße Folge von Begebenheiten enthält, die der Dichter unter Einen Gesichtspunct sammelt.

Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Im Spiegel einer klaren Quelle.
Wie schön es steht! sprach er. Recht auf derselben Stelle,
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz! so frey!
Vollkommen ist mein ganzer Leib; — allein
Die Beine sind es nicht, die sollten stärker seyn.

Indem er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Merkt auf, sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht davon. Nun aber hilft ihm nicht
Sein kronentragend Haupt dem nahen Tod entfliehn.
Nicht sein vollkommner Leib, die Füße retten ihn.
Sie reissen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch flaches Feld, und fliehen in den Wald.

Da aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los, er flucht darauf,
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

Gleim.

Drittens: Muß eine jede Fabel nothwendig in erzählender Form seyn? Man sehe hier gleich eine in dialogischer Form.

Die Katze; die alte Maus; die junge Maus.

Katze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmahl küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh — —

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieses Zuckerbrot und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.

Junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm! —

Junge Maus.

Ach Mutter, hilf! Ach weh!
Sie würgt mich. Ach die Garstige!

Alte Maus.

Nun ists zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Willamov.

Viertens: Müssen die Personen, die in der Fabel auftreten, nothwendig Thiere seyn? Wir finden, daß die Dichter auch andere Wesen: Bäume, Pflanzen, Steine, selbst menschliche Kunstwerke, nehmen, und sie, ihrer Absicht gemäß, zu vernünftigen und moralischen Wesen erhöhen.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaums ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete. Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst, und dann erst wird der Mensch dich segnen.

Lessing.

Der Demant und der Bergkrystall.

Ein heller Bergkrystall, und roher Diamant,
Die ein verfolgter Dieb verloren,
Geriethen auf ein Häufchen Sand,
Und warteten, für wen das Schicksal sie erkohren.

Der Demant war getrost. Ich denke, sprach er, hier
Gewiß nicht allzu alt zu werden;
Ich habe meinen Werth in mir:
Der erste, der mich sieht, der nimmt mich von der Erden.

Ja, sagte der Krystall, den Werth räum' ich dir ein,
Allein dabey befürcht' ich immer,
Du werdest niemand sichtbar seyn;
Denn, unter uns geredt, es fehlt dir noch der Schimmer.

Jetzt

Jetzt fiel der Bergkrystall schon einem ins Gesicht,
Der ihn mit Sorgfalt zu sich steckte;
Den guten Demant sah er nicht,
Den kurz darauf der Sand bedeckte.

Der Weltmann steigt empor und der Pedant bleibt sitzen.
Die Sitten können mehr, als die Gelahrtheit nützen.

Lichtwehr.

Doch warum sollten es auch immer nur Wesen seyn, die der Dichter erst zu vernünftigen macht? Warum nicht auch solche, die es schon sind? Oder warum nicht auch dann und wann höhere Wesen der Fantasie?

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Nahmen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Lessing.

Sonderbar aber scheint es doch, daß die Fabulisten Thiere, Bäume u. s. w. genommen haben. Warum nicht gleich lieber Menschen? — Vielleicht deßwegen nicht, weil bey Erzählungen aus der menschlichen Welt sich sogleich unsere Leidenschaften mit ins Spiel mischen und die Ueberzeugung von der Wahrheit verhindern. Und dann *ist auch* das ein sehr großer Vortheil, daß die Charaktere und Verhältnisse, auf die der Dichter seine Erzählung gründet, in der thierischen Welt schon bestimmt und jedermann bekannt sind, ohne daß er sie erst lange schildern dürfte. Diese Welt gibt ihm lebhaftere, deutlicher abstechende Bilder, die weniger Verwirrung und Mißdeutung erlauben.

Fünftens: Muß es immer nur Eine Wahrheit seyn, die der Dichter lehrt, und nur Ein Beyspiel, wodurch er sie lehrt? — Wir finden Fabeln, worin zwey Beyspiele aufgestellt werden, die aber beyde nur auf Eine Wahrheit füh-

ren. Diese heißen, zum Unterschiede von den einfachen, zusammen gesetzte Fabeln. Der Dichter hat uns, wie dort Nathan den David, durch den erdichteten Fall schon zur Ueberzeugung gebracht, ehe er den wirklichen dagegen hält, bey dem uns vielleicht Leidenschaft und Interesse nicht so leicht zur Ueberzeugung hätten kommen lassen. Oder er will auch die Moral nicht so ganz trocken hinschreiben, und macht also zu dem Bilde ein Gegenbild, welches die nähere Anwendung auf den Menschen enthält.

Die Krähe.

Als eine Kräh' einst ihr Gefieder
Mit Pfauenfedern ausgeschmückt,
Besah sie sich, von sich entzückt,
Und hieß die Pfauen ihre Brüder,
Und mischte stolz in ihre Schaar sich ein,
Und glaubte schon der Juno Pfau zu seyn.
Die Pfauen sahen dieß, beraubten ihr Gefieder
Des Schmucks, den sie geborgt, und mit ihm aller Pracht.
Der kaum gewordne Pfau ward eine Krähe wieder,
Und selbst von Schwalben ausgelacht.

Als einst ein Reimer seine Lieder
Mit fremder Kühnheit ausgeschmückt,
Besang er sich, von sich entzückt,
Und hieß die Dichter seine Brüder;
Er drängte stolz in ihre Zunft sich ein,
Und dünkte sich ein Haller schon zu seyn.
Die Dichter sahen dieß, beraubten seine Lieder
Des Witzes, den er stahl. Wo war nun seine Pracht?
Der neue Haller ward ein seichter Reimer wieder,
Und selbst von Dunsen ausgelacht.

J. Ad. Schlegel.

So lassen sich auch unter den Fabeln „in Burcard Waldis Manier" die beyden Elstern und der alte Spanier als eine Fabel betrachten; denn die letztere ist nur die Anwendung der erstern.

Was die Wahrheit betrifft, so gibt es wohl wenig Fabeln, bey welchen man nicht, während der Erzählung, zu mehr als einer Betrachtung einen Uebergang fände, und weitschweifige Erzähler pflegen dergleichen auch gern nebenher anzubringen. Aber aus der ganzen Fabel muß sich denn doch zunächst nur Eine Wahrheit ergeben, oder die Fabel ist unausbleiblich schlecht. Man sieht dieß an einigen Stücken beym Holberg. Unmöglich kann auch ein Beyspiel, das zu einer ganzen Menge Wahrheiten gleich gut paßt, zu irgend einer vollkommen passen.

Wenn wir nun die wesentlichen Merkmahle, so wie wir sie hier näher bestimmt haben, von den zufälligen absondern; was bleibt uns da zur Erklärung der Fabel übrig? Nur Folgendes: Eine moralische Wahrheit, und ein als wirkliches Factum gegebenes Beyspiel zu dieser Wahrheit. Die Wahrheit, sehen wir, ist der Zweck, die Seele der Fabel. Auf die Geschichte, als Geschichte, kömmts dem Dichter nicht an, sondern bloß als auf Beyspiel, als auf poetisches Mittel, die Erkenntniß der Wahrheit anschauend zu machen. Daher bricht er denn auch die Erzählung ab, wenn sie gleich an sich selbst noch nicht geendigt ist, so bald er sich bey der abgezweckten Wahrheit befindet. — Ohne Zweifel ist also die Fabel ein didactisches Gedicht: die Wahrheit ist die eigentliche Materie,

die der Dichter behandelt; er **verbindet** sie nur mit einer andern Gattung von Materie, die er als Form gebraucht, in welcher er jene vorträgt. — Wenn wir Acht geben, so werden wir vielleicht der Beyspiele von solchen Mischungen der verschiedenen Dichtungsarten noch mehrere finden.

Mit den hier gegebenen Begriffen beurtheile man nun folgende Stücke, ob es wahre Fabeln sind oder nicht?

Momus und Asträa.

Dort, als des Titus Königsstab
Das Glück der goldnen Zeit den Römern wieder gab,
Sprach Momus höhnisch zu Asträen:
Du trägst dein Schwert wohl nur zur Pracht?
Der Kaiser läßt dich müßig stehen;
Er herrscht mit Gnade, nicht mit Macht.

Thor! rief die Göttinn aus, der du nicht weiter stehst!
Mein Schwert mag müßig seyn, wenn es nur schrecklich ist.

Eberlein.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreissende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne.

Lessing.

Wir haben den Begriff der Fabel festgesetzt, und müssen nun noch von ihren Regeln reden. An

einer jeden Fabel ist dreyerley zu bemerken; die allgemeine moralische Wahrheit; die Geschichte, in welcher sie liegt; und das Verhältniß der Geschichte zur Wahrheit. Für jedes dieser Stücke gibt es besondere Regeln, die sich leicht werden erkennen lassen.

Zuerst für die Wahrheit: Die Fabel ist schlecht, wenn das, was sie lehrt, nicht wirkliche Wahrheit ist. Man beurtheile hiernach folgendes Stück:

Der Zuhörer und der Lautenschläger.

Zuhörer.

Du hast auch nur sehr liederlich gespielt.
Willst oder kannst du es nicht besser machen?

Lautenschläger.

Um dir nur einen Zeitvertreib zu machen,
Hab' ich schon gut genug gespielt.

Willamov.

Also dürfen Künstler schlecht arbeiten, weil sie nur zu unserm Vergnügen arbeiten? Die Lehre ist offenbar falsch.

Die Fabel hat, wenn das Uebrige gleich ist, um desto mehr Werth, je eine wichtigere und interessantere Wahrheit sie uns vorhält. Darum ist unter den drey folgenden Fabeln die erste die unbedeutendste, die dritte die vortrefflichste.

Der junge Hase und der Esel.

Ein junges Häschen, das, incognito, ein Schwager
Von manchem alten Rammler war,

Fuhr wählig, lustig, wandelbar,
Wie Meister Proteus, aus dem Lager,
Und schnitt der Männchen vielerley.
Ein alter Esel, der vorbey
Mit leerem Sacke zog, plump, stoisch, krumm und mager,
Und kurz, dafür bekannt, daß er ein Esel sey;
Der sah, mit weidlich ausgehohltem Lachen,
Dem Männchenmacher zu, und hatt' auf einmahl Lust,
Die schönen Künste nachzumachen.
Er bäumte seinen Schwanz, er warf sich in die Brust,
Er spitzte seine langen breiten Ohren,
Er schrie, er wälzte sich, er stieß.
Doch Schade nur, er war zum Esel bloß geboren;
Und was dem jungen Herrn zur Noth noch artig ließ,
Das kleidete den Hans mit langen Ohren
So dumm, so dumm! — ich weiß nicht, wie?
Ein Stutzer wird als Stutzer schon geboren;
Durch Kunst und Lernen wird man's nie!

Ein Ungenannter.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. — Mein Weibchen, sprach er, glaubt,
Du seyst recht häßlich gegen mich.
Das könnte seyn, erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh',
Und sang.
Und alle Wandrer blieben stehn,
Und sagten: Wie singt sie so schön!
Ey, welch ein Klang!

Der Wiedehopf hört' es, flog hin und her;
Doch keiner sprach: Wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele

War alles Ohr.
Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Gleim.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feyerte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttinn: Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttinn! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttinn.

Ich Aermste! so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebeth, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Lessing.

Welche vortreffliche Lehre, daß die Aufopferung unsrer selbst der Gottheit das angenehmste Geschenk ist, und ein Geschenk, welches auch der Aermste und Schwächste in seiner Gewalt hat!

Zweytens für die Geschichte: Sie muß nichts enthalten, was ein feines Gefühl beleidigt. Der größte Fehler eines Gedichts, welches zur

Verbesserung der Sitten bestimmt ist, wäre wohl Unsittlichkeit; aber auch das Ekelhafte, das Schmutzige, das zu Possierliche und Pöbelhafte muß der Dichter zu vermeiden suchen. Wer kann es ausstehen, wenn Hagedorn eine Fabel anfängt:

Ein Esel schleppt sich aus dem Luder — ?

oder wenn Holberg den Storch mit langem Schnabel zum Hof-Chirurgus macht, der dem Leoparden Klystiere beybringt? oder wenn der obige Ungenannte erzählt:

Auf einer von den Felsenspitzen
Des Tartarus sah ich den Krittler Rappus sitzen,
In Pech und Schwefel halb verkappt!
Und vor ihm stand ein Stück von Kannibalen;
Der schlug ein Loch in seine Stirn,
Und fraß ihm das Gehirn
So rein heraus, als aus den Schalen
Ein Domherr baß die ersten Austern frißt.

Eine zweyte Hauptregel für die Geschichte ist Wahrscheinlichkeit. Ohne diese verfehlt die Fabel ganz ihres Endzwecks; denn der Verstand nimmt schlechterdings nichts Widersprechendes und Ungegründetes an. Vor allen Dingen muß also der Dichter nichts vortragen, was mit seinen eigenen Voraussetzungen der Charaktere, der Verhältnisse, der Zeit, des Orts, einen innern Widerspruch macht. Aber auch das, was er voraus setzt, muß nicht den einmahl festgesetzten Begriffen, die wir von den Dingen haben, zuwider laufen. Man beurtheile hiernach die obige Fabel von Holberg: die Ziegen. Oder

auch die acht und zwanzigste Fabel eben dieses Schriftstellers.

Doch bloße Möglichkeit ist zur Wahrscheinlichkeit noch nicht hinlänglich; man will auch von der Wahl der Personen, und von allem und jedem, was ist und geschieht, zulänglichen Grund sehen. Und dann erst, wenn nichts ohne Ursache da ist, wenn alles in vollkommener Harmonie steht, wenn, wie Batteux sehr wohl sagt, Zeit, Gelegenheit, Ort, Zustand und Charakter der Personen die Handlung hervor gebracht zu haben scheinen; dann erst überlassen wir uns dem Vergnügen der Täuschung, und nehmen willig den Eindruck an, den das Werk auf uns machen sollte. Feinere Fehler wider diese Regel sind in den obigen Fabeln schon da gewesen.

Wenn nun aber in den meisten Fabeln Thiere, in einigen selbst Bäume u. s. w. reden, wenn sie oft mit menschlicher Geschicklichkeit Anschläge schmieden, wenn sie zuweilen in menschlichen Verbindungen, als Richter, Kläger, Könige erscheinen; sündigen da nicht viele und die meisten Fabeln wider die Wahrscheinlichkeit? — Wir sehen, daß es nur gewisse Voraussetzungen seyn müssen, die dem Dichter nicht erlaubt sind, und daß es andere geben müsse, die ihm sehr wohl erlaubt sind. Wie unterscheiden wir nun diese Voraussetzungen? — So viel sehen wir sogleich, daß alle Freyheiten, die sich der Dichter nimmt, nur die innern moralischen Eigenschaften betreffen; die äußerlichen läßt er so, wie er sie findet. Was erlauben wir ihm nun in Ansehung dieser moralischen Eigenschaften? Daß

er den Thieren die entgegen gesetzten von denen gebe, die wir an ihnen kennen? Durchaus nicht! Er darf uns weder den Fuchs als dumm, noch den Esel als klug, noch den Löwen als zaghaft, noch den Hasen als tapfer zeigen. Wenn er aber Wesen einführt, die eigentlich gar keine moralische Eigenschaften haben; erlauben wir ihm da, daß er ihnen dergleichen gebe? Sehr gern! Nur zeige er uns den Dornbusch nicht als gütig, die Eiche nicht als kriechend und schmeichelhaft; lieber jenen als hämisch, und diese als trotzig, als stolz. Warum aber das? Offenbar, weil die äußern sinnlichen Eigenschaften dieser Dinge gerade auf solche und keine andere moralische führen; weil zwischen beyderley Eigenschaften eine gewisse Analogie herrscht, deren Vernachlässigung eine Art von Widerspruch seyn würde. Wenn nun aber die eingeführten Wesen schon gewisse moralische Eigenschaften besitzen, darf der Dichter dann diese Eigenschaften in einem höhern Grade annehmen? Allerdings! Aber nur in keinem höhern, als es sich mit dem ganzen Charakter verträgt. Der Esel hat, wie alle Thiere, ein sinnliches Erkenntnißvermögen: dieses erhöhe man, wenn man will, zur Vernunft; aber, auch mit seiner Vernunft, bleibe der Esel noch Esel.

Das eigentliche Interesse der Fabel liegt, wie wir ausgemacht haben, in der Wahrheit; und die höchste Vollkommenheit der Erdichtung wird also die seyn, die sie als Beyspiel zur Wahrheit hat. Wenn nun aber in dieser Absicht zwey Erdichtungen ungefähr gleichen Werth hätten; sollte da

nicht die schönere, interessantere Erfindung auch die schönere interessantere Fabel geben? — Wer daran zweifeln wollte, der vergleiche folgende Stücke, in welchen beyden einerley Wahrheit gelehrt wird.

Das Gelübde.

Nichts pflegt der Rachbegier an Thorheit gleich zu seyn.
Ein Mann, der unverhofft sein feistes Kalb vermißte,
Schwur, wenn er seinen Dieb nur zu entdecken wüßte,
So wollt' er einen Bock dem Pan zum Opfer weihn.

Sein Wunsch ward ihm gewährt. Es kam ein Panterthier;
Das gafft' und bleckt' ihn an, und droht' ihn zu verschlingen.
Da seufzt' er: Ich will gern mein Opfer zehnfach bringen;
Nur treib, o starker Pan! den nahen Feind von hier!

Betrogne Sterbliche, wer kennt sein wahres Wohl,
So oft Gelübd' und Wunsch den Rath der Allmacht störet?
Wenn uns des Himmels Zorn zu unsrer Straf' erhöret,
So lernt man allererst, warum man bitten soll.

Hagedorn.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zevs: man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wä-

ren; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmahl bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zevs, gedulde dich einen Augenblick! Zevs, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamehl.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; dieses Mahl sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kamehl — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern

Lessing.

Drittens für das Verhältniß der Geschichte zur Wahrheit: die Wahrheit sey nicht nur überhaupt in der Geschichte enthalten, sondern auch klar und richtig darin enthalten. Diese Regel fließt unmittelbar aus dem Wesen der Fabel; sie betrifft den Zweck, zu welchem die ganze Erdichtung da ist. Welche von den folgenden Lichtwehrschen Fabeln ist hiernach die schönste?

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Aeltern Neste trug,
Hob an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stand das Nest, so wards verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche!
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mahl davon zu ziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht zu nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Hier lebt er noch, und lebt vergnügt.

Der Fuchs und der Adler.

Es lebt' aus Reinekens Geschlechte
Ein jung und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der schnellen Hunde Spur entging.

Da lag er nun vor seinem Loche,
Und lachte bey sich der Gefahr,
Der er noch in vergangner Woche
Durch einen Sprung entronnen war.

Sagt, rief er, Höfe, Wiesen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit!
Wer stiehlt, wie ich? Wer sieht so helle?
Wer läuft so schnell? Wer riecht so weit?

Vertieft in solchen Wunderdingen,
Bemerkt' er eines Adlers Flug,
Wie ihn mit ausgestreckten Schwingen
Das stille Meer der Lüfte trug.

O könnt' ich fliegen, wie die Vögel!
Den Neid, erseufzt er, macht' ich stumm,
Euch aber kahl, ihr Bauerflegel;
Mit Lust gäb' ich ein Ohr darum.

Jetzt legt ein Schuß den Adler nieder.
Der Fuchs nimmt es mit Schrecken wahr;
Zu fliegen wünscht er nimmer wieder.

Je höher Stand, je mehr Gefahr.

Liegt dieser Satz wirklich in der Fabel? Oder, möchte ich fragen, liegt irgend ein Satz in ihr, wie sie da ist? Bey einer andern Bearbeitung hätte vielleicht eine nützliche Wahrheit hinein gebracht

werden können; diese nähmlich: daß man beym aufmerksamen Gebrauche geringerer Vortheile sich besser befinde, als beym nachlässigen Gebrauche der größern.

Damit aber die Wahrheit aus der Geschichte deutlich hervor scheine: so muß man besonders auf die Einheit der Fabel sehen. Und diese Einheit wird durch den Zweck der Fabel, durch die Eine Wahrheit bestimmt. Alles Fremde, nicht Hingehörige muß vermieden werden; alle einzelnen Theile müssen zur Erreichung des Zweckes mitwirken; alle müssen so gestellt und verbunden seyn, daß der wahre Gesichtspunct, aus welchem man die Geschichte ansehen soll, niemahls verrückt werde. — Ist die Fabel zusammen gesetzt, so müssen Bild und Gegenbild in der genauesten Uebereinstimmung stehen. Vielleicht fehlt diese genaueste Uebereinstimmung in folgender kleinen Fabel:

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde in die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. — Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat: ich trat mir vor einigen Monathen einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte. Ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

Lessing.

In die Kritik des Einzelnen wollen wir uns nicht einlassen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Man lese die sämmtlichen angeführten Stücke noch ein Mahl, und beantworte sich im Lesen folgende Fragen: Hat der Dichter nie zu weit ausgehohlt? nie die Erzählung mit unnützen Umständen erweitert? hat er sie nie mit falschem Schmucke überladen? Hat er überall den kürzesten, treffendsten, eigentlichsten Ausdruck gewählt? ist seine Sprache nirgends zu kostbar? oder zu niedrig? zu poetisch, oder zu matt? hat er den Charakter getroffen? ist er nirgends durch Zweydeutigkeiten, oder durch unrichtige Verbindungen, oder durch verwickelte Wortfügungen dunkel geworden? — Am besten thut man, wenn man sich in der Kritik üben will, man nehme den Lichtwehr zur Hand.

Statt hier Beyspiele von Fehlern zu häufen, die man nur allzu häufig antrifft, wollen wir lieber noch eine kleine Auswahl von vortrefflichen Stücken aus unsern besten Fabeldichtern machen.

Der Affe.

Eis mals ein Affe kam gerant,
Da er viel guoter nuisse fand;
Die het er geessen gerne.
Im was geseit *), der kerne
Wer sueßlich unde guot.
Besweret **) was sien tumber muot,

*) Gesagt. **) Betrübt.

Da er die bitterkeit bevand
Der praetschen *), und darnach ze hand
Begreiff der schalen hertikeit.
Von nuissen ist mir viel geseit,
Sprach er, das ist mir nit wohl kunt;
Sie hand verhönet **), mir den mund.
Hin warf er uf derselben vart ***)
Die nuss, der kerne im nit wart.
Demselben Affen sint gelich,
Sie sigent iung, alt, arm, ald †) rich,
Die dur ††) kurze bitterkeit
Verschmachent lange suessigkeit.

Boners Fabeln
aus den Zeiten der Minnesinger.

Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache.
Da kömmt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund! nun ich dich fröhlich mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf; man ist der Zwietracht müde.
In unserm Reich ist Ruh und Friede!
Ich selber trag' ihn dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen kann!
Wie guckst du so herum? — Greif, Halt und Bellart
kommen,
Die Hunde, die du kennst: versetzt der alte Hahn;
Und als der Fuchs entläuft: Was, fragt er, ficht dich an?
Nichts, Bruder! spricht der Fuchs: der Streit ist abgethan;
Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

Hagedorn.

*) Grüne Schalen. **) Verdorben. ***) Weg. †) Oder.
††) Wegen, um — willen.

Die Nachtigall und der Guckguck.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehen, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die ihm Thale spielten,
Die spielten fort, und hörten nicht.
Indem ließ sich der Guckguck lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten, ihm zu Ehren,
Das schöne Guckguck zehn Mahl nach. —
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall' ich recht ins Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Guckguck schrie sein Lied; sie gingen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne;
In einer sanften Melodei.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder:
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbiethig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall: da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Gellert.

Zevs und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor dem Zevs, und bath, sein Elend zu mindern.

Zevs schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reissenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset.

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zevs, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, fürchten sollen.

Müßt' ich das? seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater! wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen, und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zevs segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

Lessing.

Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst: wir Sclaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frey seyn will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frey,
Und tapfer. In die Sclaverey

Bog da noch keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt.
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie gras'ten in der ganzen Welt
Nach freyem Willen. Ach! und wir? —
Sind Sclaven, gehn im Joch, arbeiten, wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — Brüder! seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.
Pfuy, auf zwey Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht.
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreisset, Brüder, euch der niedern Sclaverey!
Entreisset euch dem Joch, und werdet wieder frey!

Wie leicht ists doch, wenn wir
Nur einig sind! Was meinet Ihr?

Er schwieg. Ein wüthendes Geschrey,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bey.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweyter Nestor, sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt
In unsern Huf: jedoch aus milder Hand
Bekam der Mensch Verstand.
Wer bauete den Stall, worin wir sicher sind
Vor Tieger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widerstehn,
Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben sehn?
Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles wüst und todt
Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab.
Er streuet Hafer aus und erntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras und bringt es unters Dach.
Zwar helfen wir dabey; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst: er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk, und wann er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm; er uns: wir leben mit einander;
Sind mit einander frey. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron. Und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ernten war, so war er auch ein Held;
Und beyde, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Er läg' in tiefe Nacht begraben,
Das edle Thier!

Niemahl besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben flugs sich wieder nach dem Stalle.

Gleim.

Viertes Hauptstück.

Von der Idylle.

Die Idylle, haben wir schon gesagt, steht den oben angeführten Dichtungsarten so wenig entgegen, daß sie vielmehr alle mit in sich begreift. Wir haben in ihr beschreibende, lyrische, erzählende, dramatische Stücke. Wenn wir sie also erklären wollen, so müssen wir einen neuen Grund der Eintheilung suchen. Und wie finden wir diesen?

Der deutsche Nahmen Hirtengedicht hilft uns sogleich auf die Spur: denn er zeigt uns, daß es nur ein gewisser Zirkel von Menschen seyn muß, worauf der Dichter sich einschränkt. Der gesuchte Eintheilungsgrund wird also die besondere Welt seyn, woraus der Dichter seine Materie hernimmt, worin allein er die Gegenstände aufsucht, die er beschreiben, die Begebenheiten und Handlungen, die er erzählen, die Empfindungen und Leidenschaften, die er ausdrücken will *).

*) In dem Nahmenverzeichnisse der verschiedenen Dichtungsarten, das überhaupt sehr mangelhaft ist, fin-

Wird uns denn aber diese besondere Welt des Idyllen-Dichters durch den Nahmen Hirtengedicht schon bestimmt genug angegeben? Sind wirklich seine Personen nur Hirten? seine Scenen nur Fluren und Wiesen? — Wir finden auch Jäger, die Wälder und Gebirge bewohnen; auch Fischer, die ihren Aufenthalt an Strömen oder dem Gestade des Meeres haben. Man sehe hier gleich eine vortreffliche Fischer-Idylle von unserm Kleist:

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn, im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
O wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt' entzückt

det man keine andere, die der Idylle eigentlich entgegen gesetzt wäre. Aber wenn man unsern Eintheilungsgrund auch nicht gebraucht hat, mehrere Gattungen des Gedichts überhaupt anzugeben, so hat man ihn wenigstens angewandt, von andern Gattungen mehrere Unterarten zu bilden. So hat man z. B. das Trauerspiel vom Lustspiele so unterschieden: daß jenes seinen Stoff aus dem Leben der Könige und Helden; dieses den seinigen aus dem Privat-Leben nimmt. Ob man den Unterschied hiermit richtig bestimmt habe? ist eine andere Frage.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flistert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer! und wie reitzend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt! —
O was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt' Irin: sie macht uns froh
Und glücklich! Und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebelang,
Wenn du dabey rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sey arbeitsam.
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,

Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl lieber Schand und Tod,
Eh' du in Boßheit willigest!
Ehr', Ueberfluß, und Pracht, ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzig Mahl bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft:
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft;
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabey ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch Eine See auf mich herab. —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör,

Mit rothen Augen, sahe bald
Aus einer Höhl', im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag, und Morgen, seyn. —
O Sohn! sey fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemahl kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Was ist denn aber das, worin alle diese verschiedenen Menschen, Hirten, Jäger, Fischer u. s. w.,

zusammen kommen? Was macht sie für den Dichter zu Einer Welt; und was hat diese Welt, das der ganzen Dichtungsart ihre eigene Farbe, ihren unterscheidenden Ton gibt? — So viel ist ausgemacht, daß uns der Idyllen-Dichter nie in Städte und Palläste, sondern in einfältige Hütten, oder in die freye und offene Natur führt. Wie also, wenn wir alle die verschiedenen Personen der Idylle unter dem allgemeinen Nahmen Landvolk sammelten?

Aber das Landvolk, das unsere Städte umgibt, ist doch auch Landvolk; und wie verschieden gleichwohl von dem, das die Idylle schildert! Wir werden zu dem Begriffe noch Bestimmungen hinzu thun müssen; und welches sind diese Bestimmungen?

Das Erste, was uns hier einfallen kann, ist wohl dieß: daß wir uns bey dem Idyllen-Dichter in einem weit glücklichern Klima, unter einem immer heitern, lachenden Himmel befinden; und dann: daß die Menschen, die hier auftreten, äußerst glückliche, gute und unschuldige Menschen sind. — In der That finden wir diese Merkmahle in den meisten Idyllen; aber finden wir sie denn in allen? und müssen wir sie nothwendig finden?

Daß der Himmel wenigstens nicht immer lachend und heiter sey, sahen wir schon in der obigen Idylle von Kleist; und daß überhaupt das Klima nicht nothwendig das mildeste, die Gegend nicht durchaus ein Arkadien seyn dürfe: sehen wir aus andern sehr vortrefflichen Stücken bey unserem

Geßner. In seiner Idylle Daphnis schildert er eine Wintergegend.

Die Gegend ist öde: die Herden ruhen eingeschlossen im wärmenden Stroh; nur selten sieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat; die Vögel haben die Gebüsche verlassen: nur die einsame Meise singet ihr Lied; nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kömmt freundlich zu der Hütte und picket die hingestreuten Körner. —

Ja, warum sollte es nicht möglich seyn, daß ein Dichter in die rauhesten und unfruchtbarsten Gegenden, in Lappland und Grönland hinein ginge, wenn gleich hier die Idylle von ihrem Reitze ein Großes verlieren müßte? — Würden wir es denn so fremde finden, wenn das Lied eines Lappländers von Kleist, statt unter seinen andern Liedern zu stehen, unter seinen Idyllen stände?

Was die Glückseligkeit des äußern Zustandes betrifft, so finden wir auch da große Ausnahmen bey unserm Geßner. Es sind nicht bloß die süßen Qualen der Liebe, die seine Personen fühlen; er zeigt sie auch manchen Leiden der Menschheit, den Schmerzen, den Krankheiten, dem Tode unterworfen. Nur ein ganz kleines Beyspiel aus der Idylle: Daphnis und Chloe.

Ach unser Vater! Fünf Tage sinds nun, seit er uns beyde auf seinem Schooße hielt und weinte. — Wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblaßte! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel, sehr

übel; und da wankt' er zu seinem Bette; seitdem ist er krank. —

Ja sogar das Elend der Armuth hat uns dieser Dichter in mehr als einem Stücke, obgleich nicht hülflos, geschildert. Wie z. B. im Daphnis:

Ach! ich Armer! sagte der Mann: ich wäre nicht unglücklich, wenn es dieses Kind nicht wäre, das hier neben mir im Grase spielt. —— Ich wohnte dort auf dem Berge; diesen Frühling standen meine Bäume voll Blüthen, und die Pflanzen meines Gartens wuchsen schön empor; da kam ein Regenguß, und ein Strom von gesammeltem Wasser nahm mir meine Hütte und meine Bäume und meinen Garten weg, und wälzte Schlamm und Felsenstücke hin, wo die Hoffnung meiner Erhaltung blühte. —

Endlich, was den Charakter betrifft: sind die Menschen des Idyllen-Dichters lauter so fromme, unschuldige, wohlthätige Menschen? — Wenn der Tod Abels von Geßner nichts als Hirten-Epopöe ist, so können in dieser Welt auch wilde feindselige Charaktere vorkommen; und wenn sein Daphnis nichts als Hirten-Roman ist, so kann es auch neidische und niederträchtige Seelen darin geben. Denn jenes ist Kain, der seinen Bruder ermordet; und dieses Lamon, der das Glück zweyer Liebenden durch seine Verleumdung so gern stören möchte.

Wir erkennen also, daß weder die Glückseligkeit des äußern Zustandes, noch die vollkommene Güte des sittlichen Charakters ein sicheres Unterscheidungszeichen dieses Landvolks von dem unserigen sey. Noch deutlicher würde dieses erhellen,

wenn sich ein Landmann in den allervortheilhaftesten Umständen, und von einer höchst edlen, selbst erhabenen Denkungsart schildern ließe, ohne daß er darum ein Gegenstand für die Idylle wäre. Ein Beyspiel von so einer Schilderung müßte erwünscht für uns seyn: denn wir würden da nicht leicht mehr Gefahr laufen, zufällige Unterschiede für wesentlich anzusehen; die Gegenstände wären einander schon zu nahe gebracht, schon zu überein stimmend, als daß nicht jede noch übrige Verschiedenheit uns auf den rechten Weg führen sollte. Glücklicher Weise finden wir so einen ländlichen Charakter bey unserm Gellert.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwey Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an,
Er sieht, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dieß laß' Er sie fein fleißig treiben;
Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl ein,
Ich kanns Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein Er wird mich wohl verstehn:
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn;
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön.
Erfüll' er also meine Bitten!

Hier

Hier geb' ich Ihm zwey Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben,
Wohl Mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' jetzt, verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl Mancher, der, bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeitz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr! sprach der gute Bauer:
Was soll für Seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreyßig Thaler.“ — Nein,
Nein! fiel der Alte hitzig ein:
Sein Informator-Dienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah' so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja durch ihr ganzes Leben,
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig gibt kein reicher Mann.

Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das! Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

Was in dieser Erzählung einem jeden als nicht-idyllenmäßig auffallen muß, sind folgende Züge: Der Unterschied mehrerer von einander abhängiger Stände: die fürstlichen Mandate, die uns auf die Idee von Oberherrschaft und Unterthänigkeit führen; die städtische Erziehung der Kinder durch einen eigenen Lehrer; die Aufmerksamkeit auf die Kunst des Rechnens, die man bey dem natürlichsten und einfältigsten Handel durch Tausch so leicht entbehren konnte; die in mehrere Zimmer abgetheilte bequemere Wohnung u. s. w. Alle diese Züge aber lassen sich wieder unter dem Einen Hauptzuge befassen: der hier geschilderte Landmann ist Unterthan eines Staats. In dem ursprünglichen freyen Stande der Natur fand sich weder eine solche Mannigfaltigkeit und Absonderung der Stände, noch eine solche Verfeinerung der Künste, noch eine solche Erhöhung der Bedürfnisse.

Dieses gibt uns auf einmahl den wahren Begriff der Idylle. Es ist ein Gedicht, das uns die Charaktere, Sitten, Begegnisse, Empfindungen, Handlungen solcher gesitteten Menschen schildert, die noch in keinen Staat zusammen getreten

sind, oder bey denen wir die Verbindung mit der größern Gesellschaft des Staats wenigstens nicht gewahr werden. Jede einzelne Familie hängt noch ganz von sich selbst ab; sie sind noch durch weiter nichts, als durch nachbarliche Freundschaft, vereinigt.

Nunmehr erhellt auch sogleich, warum wir den Zustand dieser Menschen so äußerst glücklich, ihre Sitten so rein und untadelhaft fanden. Von den allgemeinen Leiden der Natur sind sie nicht frey; aber wohl von allen dem Elende, das erst nach Errichtung der größern Gesellschaften entstanden ist: von drückenden Auflagen, sclavischen Frohndiensten, übertriebener Arbeit, Sorge und Unmuth wegen ermangelnder Befriedigung hinzu gekommener Bedürfnisse. Gewisse Fehler des Charakters: Eifersucht, Untreue in der Liebe, Neid wegen größerer Vollkommenheit der Seele oder des Körpers, finden hier Statt; aber andere, die erst das mannigfaltigere, mehr verwickelte Interesse in großen Gesellschaften hervor bringt, finden hier keine Gegenstände: Sucht nach bürgerlicher Ehre, Begierde nach großen Reichthümern, Verschwendung, scheinheiliger Betrug, Geist der Verfolgung, Meuterey u. s. f.

Es hat Völker gegeben, die in einem solchen ruhigen und unabhängigen Zustande gelebt haben, und es gibt ihrer auch jetzt noch. Der Dichter hat unter diesen Völkern die Wahl; er zieht aber gemeiniglich die Zeiten des ältesten Griechenlands oder der Patriarchen vor: theils weil er hier schon

Muster vorfindet, die er nachahmen kann; theils weil der Zustand, die Sitten, die Religions-Begriffe dieser alten Völker und Familien so allgemein bekannt sind. Er täuscht uns leichter und sicherer, wenn er sich an Ideen anhängt, die wir schon haben, und vermehrt unser Vergnügen, indem er uns nicht nur über die Schönheit, sondern auch über die Richtigkeit seiner Schilderung urtheilen läßt. Einen ganz besondern Vortheil gewinnt er noch dadurch, daß er die bekannte heilige Poesie des alten Griechenlands und der Patriarchen in die seinige mit verweben, ihre Ueberlieferungen von dem ehemahligen Umgange höherer Wesen mit den Menschen realisiren, ihre Gottheiten, Dämonen, Engel, redend und handelnd mit einführen kann.

Darf sich denn aber der Idyllen-Dichter gar nicht unter solche Völker wagen, die schon wirklich in größere gesellschaftliche Verbindungen eingetreten sind? Sehr gerne! Wenn er nur keine Völker wählt, die sich von der ersten ursprünglichen Einfalt schon zu weit verloren haben, wenn er nur die Städter und Höflinge von seinen Personen in der gehörigen Entfernung hält, wenn er nur diese Personen selbst in einer solchen Einfalt und Freyheit vorstellt, daß wir ihre Abhängigkeit vom Staat weder in ihren Sitten, noch in ihrer Lebensart, noch in ihren Umständen gewahr werden. Die Gränze, bis wie weit man hier gehen darf, hat Geßner auch da noch getroffen, wo es scheint, daß er sie ganz überschritten habe: in sei-

ner Schweizer-Idylle: Die freyen, unschuldigen, genügsamen Menschen, die er hier schildert, sind gegen ein anderes sclavisches Volk, das sie unterdrücken wollte, wie gegen eine Herde Wölfe, zusammen getreten; sie haben sich unter ihren Anführern beherzt vertheidigt: und leben nun wieder in einem Zustande, der so glücklich, mit einer so klugen Auswahl der Züge vorgestellt ist, daß wir beynahe das goldene Weltalter darin erneuert finden. Dadurch ist diese Idylle, obgleich die weitläuftige Beschreibung einer Schlacht darin vorkömmt, noch immer Idylle. Hingegen die Hirtenlieder eines Ungenannten, die nicht allein im Tone so modern sind, sondern auch eine so vertraute Bekanntschaft mit unserer feinern Welt, mit aller Ueppigkeit und allen Lastern der Städte verrathen, sind nur Schilderungen und Empfindungen des Landlebens, keine wirkliche Hirtenlieder. Es mag an Einem Beyspiele genug seyn.

Die Natur.

Nicht künstlich ausgelernte Mienen,
Nicht übertünchtes Wangenroth,
Nicht Gold und glänzende Rubinen
Und Haarschmuck liebt der Liebesgott.

Ein Aug', wo sich die Seele mahlet,
Und Wangen, blühend durch Natur,
Und Schmuck, aus dem die Unschuld strahlet,
Und freye Locken liebt er nur.

Er sitzet auf dem weichen Grase
Bey meiner Schäferinn, und flieht

Und rümpfet seine kleine Nase,
Wenn er die stolze Clara sieht.

F. A. C. W(erthes).

Eben so wenig sind das wahre Hirtenlieder, wenn man sich in die Gestalt eines Idyllen-Dichters gleichsam nur verkleidet, um Gegenstände aus einer ganz andern Welt zu behandeln; so wie das Virgil in seiner ersten Ekloge gethan hat.

Wir haben bis jetzt nur die erste der aufgeworfenen Fragen beantwortet: Welches ist die Welt des Idyllen-Dichters? Wir müssen nun auch die zweyte beantworten: Was hat diese Welt, das der ganzen Dichtungsart ihre eigene Farbe, ihren unterscheidenden Ton gibt?

Wenn sich ein Dichter einen einzelnen bestimmten Gegenstand zu behandeln vornimmt, so wird er sich vor allen Dingen fragen: was für eine Wirkung er damit hervor bringen will? Er wird aber keine andere damit hervor bringen wollen, als die er am leichtesten hervor bringen kann, als worauf er selbst durch die Natur des Gegenstandes geführt wird. Und wenn er nun diese gefunden hat, so wird er den Gegenstand so zurichten, wenden, abändern, er wird Bilder, Ausdrücke, kurz den ganzen Ton seiner Schreibart so wählen, wie er es zu dieser Wirkung am dienlichsten glaubt. Alles, was dieselbe zu verhindern scheint, oder wenigstens nichts zu ihr beyträgt, wird er wegschneiden; alles, was er ihr gemäß befindet, wird er aussondern, verstärken, mit neuen hinzu gedichteten Zügen ergänzen. So aber, wie hier jeder einzelne

Dichter mit seinem einzelnen Gegenstande, so auch im Allgemeinen der Idyllen-Dichter mit seiner ganzen Gattung von Gegenständen.

Die Frage wird also folgende seyn: Welche Wirkung kann die Schilderung des Menschen in seinem ersten ursprünglichen Zustande vor allen andern hervor bringen? Ohne Zweifel die, daß sie uns ein angenehmes Gefühl der Einfalt, Freyheit und Unschuld, im Gegensatze der jetzigen Thorheit Unterjochung und Verderbniß verschaffe. Jede andere Wirkung würde sich durch Schilderung des Menschen in seinem jetzigen Zustande eben so leicht und leichter erhalten lassen; es würde kein Grund vorhanden seyn, warum der Dichter in einer fremden Welt nach etwas suchte, was er in seiner eigenen weit besser gefunden hätte. — Wenn Jupiter beym Homer das Antlitz von Troja weg und auf solche Völker richtet, die von der Milch ihrer Herden leben, so thut er es, um sich durch den Anblick dieser einfältigen, ruhigen, schuldlosen Völker wieder zu erquicken; und wenn der jetzige Mensch in jenen erstern Zustand der Menschheit mit seiner Fantasie zurück kehrt, so thut er es, um sein krankes, durch Gefühl der jetzigen Unterdrückung, Eitelkeit und Boßheit erbittertes oder niedergeschlagenes Herz wieder zu stärken und aufzumuntern.

Diese bestimmte Wirkung nun, die sich der Idyllen-Dichter zu erreichen vorsetzen soll: was erfordert sie alles? — Zuerst: was erfordert sie in Ansehung des physischen und sittlichen Uebels, dem der Mensch, auch in dem Zustande der Natur, wie

wir gesehen haben, noch unterworfen ist? — Gewiß nicht, daß es der Dichter durchaus verberge, und uns keine andere als reitzende Bilder frommer Menschen in ihren glücklichsten Tagen zeige. Man nähme Geßnern seinen interessantesten Stoff, wenn man ihm seine armen, unglücklichen, fehlerhaften Menschen nähme. Eben diese geben ihm die Situationen, worin die Güte des unverdorbenen Herzens, die genügsame Einfalt, die uninteressirte Redlichkeit, die ungeschwächte Sympathie, die unbefangene Unschuld am sichtbarsten und rührendsten hervor springen. Aber das wird der Zweck der Idylle erfordern: daß man die Gemählde des Unglücks, der fehlerhaften, selbst boßhaften Charaktere noch immer mäßige und in milderm Lichte halte; daß man nie die Erbitterung über die sanfte Rührung, den Abscheu über das Wohlgefallen das Uebergewicht erhalten lasse. Mit einem Worte: daß man die Unglücksfälle dieser Menschen nur brauche, um das Glückliche ihres Zustandes; ihre Fehler, um die vorzügliche Güte ihrer Charaktere besser fühlen zu lassen. — Ein Schäfer, der sich aus Verzweiflung vor der Thür seiner Grausamen erhenkt, ist, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kunstrichter, kein idyllenmäßiger Gegenstand. Wenn man Schauder über die Verzweifelung eines Selbstmörders erwecken will: wie viel wahrscheinlicher kann man das durch Gemählde aus unserer jetzigen Welt thun!

Aber nun zweytens: in Ansehung der glücklichen Tage, und des Guten in den Charakteren; wie

wird sich da der Dichter verhalten müssen? Wird er sie getreu nach der Natur copiren, sie ganz so lassen können, wie er sie entweder in Nachrichten vorfindet oder durch Schlüsse herausbringt? Schon der eingeborne Dichter eines Hirtenvolkes würde sich des Vortheils seiner Kunst bedienen, die Natur zu veredeln, und nur die auserlesenern schönern Züge vor die Fantasie zu bringen. Der Dichter, der für cultivirtere Nationen schreibt, wird genöthigt seyn, dieses noch weiter zu treiben; er wird von dem vielen Guten, das die höhere Cultur mit sich gebracht hat, oder das wenigstens der gebildete Mensch sich nicht entbrechen kann, für gut zu erkennen, etwas in jene Welt mit hinüber tragen, es mit jenem Guten, das der erste freye Zustand vor dem unsrigen voraus hatte, verbinden müssen: oder das Gemählde wird für den verfeinerten empfindlichern Menschen, für den er doch arbeitet, zu wenig Anziehendes haben. Unschuld, mit zu wenig Mäßigung und Zurückhaltung der Begierden, Redlichkeit, mit zu wenig Feinheit und Delicatesse der Empfindung, Dienstleistung, mit zu wenig Anmuth der Art, wie sie erzeigt wird, Einfalt, mit zu viel Rohigkeit des Verstandes verbunden u. s. w., wären vielleicht nach der Natur wahrer, aber für den cultivirten Menschen zu wenig einnehmend und reitzend. Man wird also erst dann die ganze abgezweckte Wirkung erreichen, wenn man nach einem Ideale arbeitet, oder, welches der Begriff eines Ideals ist, wenn man das, was der vorgesetzten Wirkung entspricht, so von allem Fremden abson-

dert, so erhöht und verstärkt, wie die Wirkung am vollständigsten dadurch erreicht werden kann. — Das Ideal aber ist wandelbar, nach der verschiedenen Beschaffenheit derer, auf die man die Wirkung thun will. Zu den Zeiten Theokrits war manches dem schönen Ideale noch nicht zuwider, was es zu den Zeiten Virgils schon geworden war.

Aber kann man es nun mit dieser Veredelung und Erhöhung der Züge treiben, wie weit man will? Der Mahler, der eine Minerva voll Ernstes und Tapferkeit mahlt, muß sich wohl in Acht nehmen, daß aus dem weiblichen Gesichte kein männliches werde. Eben so muß sich der Idyllen-Dichter hüthen, daß er nicht außer den Gränzen seiner Welt heraus gehe; daß er Kenntnisse, Sitten, Lebensart, Künste, noch immer dem Zustande seines Volkes, auch bey der größten Veredelung, gemäß erhalte. Die Gränzen aber, bis wie weit er gehen darf, lassen sich unmöglich im Allgemeinen bestimmen; der Dichter muß, durch richtiges Gefühl, sich selbst der beste Führer und Erinnerer seyn. — Wenn unglücklicher Weise ein Volk von aller Einfalt und Unschuld sich so weit entfernt hätte, daß es an nichts als an schimmerndem Witze, erkünstelter Lebensart, raffinirten Sitten, mehr Gefallen fände, so wäre für so ein Volk gar kein Ideal der Idylle mehr möglich. Was bey ihm etwa Idylle hieße, würde nichts als Hof-Maskerade seyn, wo Damen und Herren im ländlichen Aufputze erschienen.

Das Ideal, das sich unser Geßner von der Idylle geschaffen, ist unverbesserlich. Besonders hat

man ihm darüber verdiente Lobsprüche gemacht, daß er die Lebensart seiner Personen so viel weniger als ihre Sitten idealisirt, daß er sie beynahe so gelassen, wie er sie in der Natur fand: nur freylich mit kluger Verbergung alles dessen, was widrige Empfindungen des Ekels erwecken könnte. Auch in der Schreibart der Idylle ist er, ohne Zweifel, unter allen Neuern das beste Muster.

Die Regeln für diese Schreibart lassen sich aus dem bisher Gesagten von selbst erkennen. Sie muß der abgezweckten Wirkung gemäß, überall sanft und ruhig, selbst auch da nicht heftig und rauh seyn, wo man die Personen im Unglück, oder wo man lasterhafte Charaktere schildert. Denn, wie wir ausgemacht haben, so sollen Unglück und Laster hier nur zu Mitteln dienen, um liebenswürdige Eigenschaften und das Glückliche des Zustandes im Ganzen besser ans Licht zu treiben. Wohlgefallen und sanfte Rührung also bleiben immer die Hauptempfindung: und die Hauptempfindung gibt für das Werk den Ton an, den man zwar verschiedentlich abändern, aber nie so ganz verlassen darf, daß man in den entgegen gesetzten verfiele.

Ein zweytes Haupterforderniß dieser Schreibart ist Einfalt. Und zwar eine solche Einfalt, die sich nicht allein, wie billig jede gute Schreibart sollte, bloß an die Hauptvorstellungen hält, und sie, ohne Begierde zu schimmern, in den eigentlichsten Ausdrücken, mit den wahresten Wendungen und in den ungesuchtesten Bildern vorträgt; sondern die auch alles ausschließt, was erst eine

lange Reihe vereinigter Reflexionen und Bemühungen unter mehr verfeinerten Menschen hervor bringen konnte, in Wissenschaften, Künsten, Lebensart, Sitten, Reden und Handlungsarten. Statt abstracter Ausdrücke liebt die Idylle sinnliche Bilder; statt gelehrter Gleichnisse und Anspielungen nimmt sie allen ihren Schmuck aus der Natur; statt versteckterer Verbindungen und feinerer Verhältnisse unter den Begriffen gibt sie den Gedanken ihren leichtesten und natürlichsten Zusammenhang; statt mannigfaltiger Abwechselungen des Ausdrucks sagt sie das Nähmliche mit den nähmlichen Worten wieder; statt des vorsetzlich Falschen, das bey uns der geübtere Witz dem Wahren alle Augenblicke zusetzt, hält sie sich bloß an das Wahre; statt des Verabredeten, Willkührlichen, Versteckten, das in unserer Sprache des Umgangs herrscht, ist bey ihr das Gespräch ungesucht, offen und ohne Umstände.

Ein einfältiger Ausdruck wird naiv, wenn er gesunden, richtigen Verstand, edle, moralische Gesinnungen, Unschuld, feine und zarte Empfindung, mit einem Worte, wenn er vortreffliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens verräth. Also auch Naivetät wird eine vorzügliche Eigenschaft der Schreibart der Idylle seyn müssen, wie aus dem, was wir von dem idealisirten Charakter der hier auftretenden Personen gesagt haben, sehr leicht erkannt wird.

Die Bestätigung unsers Begriffs von der Idylle, und Beyspiele zu den Regeln, die wir für

ihre Schreibart festgesetzt haben, sehe man in folgenden Stücken, die aus den besten Dichtern, welche unter uns in dieser Gattung gearbeitet haben, entlehnt sind. Beyspiele des Kraftlosen, des bloß Einfältigen, Niedrigen, Gemeinen, wovor man sich in dieser Gattung besonders zu hüthen hat, finden sich in Graders Idyllen. Wegen versäumter Einfalt in Gedanken und im Ausdrucke lassen sich über die oben eingerückte Fischer-Idylle von Kleist einige Kritiken machen.

M i r t i l.

Bey stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater, sanft schlummernd am Mondschein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. Lang' stand er da, sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickt' er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohne vom Auge.

O du, so sprach er jetzt: du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebethe den Abend zu feyern, und bethend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebethet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebeth; oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unsrer Herde, und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bey meiner

schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gegen Himmel blickest und freudig mich segnest: ach was empfind' ich dann, Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Herde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher; da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau worden; seyd immer gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach, Vater, bester Freund! bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmahl streun.

Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Auge auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend: es sind von seinen frommen Thaten im Traume vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Jetzt küßt' er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlumern.

Geßner.

Mirtil, Thyrsis.

Mirtil hatte sich, in einer kühlen nächtlichen Stunde, auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indeß daß er einsam ins Gras gestrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah er sich jetzt

um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sey mir willkommen, sprach er: setze dich zum wärmenden Feuer! Wie kömmst du hierher, jetzt, da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sey mir gegrüßt! Hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düsterer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket; höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat: eine Schlange mit Flügeln und Füßen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt, den Schweif ringelt sie empor, bequem zur Handhabe. Dieß schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, jetzt, da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indeß, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stand, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er, doch — horche! ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. — Kömmst du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betriegen, ihr plätschernden Wellen? O spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du jetzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? Wandelst du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttinn, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O, wenn

du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt triegt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O schlaget sanft den Nachen, traget ihn sorgfältig auf eurem Rücken! Ach ihr Nymphen! wenn ihr je geliebt habt, wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist — ich seh' ihn, sey mir gegrüßt! — Du antwortest nicht! Götter! — Jetzt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nachen schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher. Aber sie erwachte wieder; ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer, bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen; jetzt schrie sie laut, und die Echo wiederhohlte der trauernden Gegend ihr Geschrey, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis! Daphnis! O ihr treulosen Wellen! Ihr Nymphen! Ach, ich Elende, ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben! So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie: ach zögert nicht meinen Tod! Ach verschlinget mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eilandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eiland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank, und ihr Entzücken: o das kann ich nicht singen! Zärtlicher, als wenn die Nachtigall ihrem Gefängnisse entflieht, ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt jetzt entzückt

dem schauernden Gatten zu: sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget jetzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. — Und du, gib mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

Geßner.

Amynt.

Sie fliehet fort! Es ist um mich geschehen!
Ein weiter Raum trennt Lalagen von mir.
Dort floh sie hin! Komm Luft, mich anzuwehen!
Du kömmst vielleicht von ihr.

Sie fliehet fort! Sagt Lalagen, ihr Flüsse,
Daß ohne sie der Wiese Schmuck verdirbt;
Ihr eilt ihr nach; sagt, daß der Wald sie misse,
Und daß ihr Schäfer stirbt!

Welch Thal blüht jetzt, von ihr gesehen, besser?
Wo tanzt sie nun ein Labyrinth? Wo füllt
Ihr Lied den Hain? Welch glückliches Gewässer
Wird schöner durch ihr Bild?

Nur Einen Druck der Hand, nur halbe Blicke,
Ach! Einen Kuß, wie sie mir vormahl gab,
Vergönne mir von ihr; dann stürz', o Glücke,
Mich, wenn du willst, ins Grab!

So klagt' Amynt, die Augen voll von Thränen,
Den Gegenden die Flucht der Lalage.
Sie schienen sich mit ihm nach ihr zu sehnen,
Und seufzten: Lalage!

Kleist.

Der May *).

Wettgesang. Daphnis und Rosalinde.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger May!
Du Schönster im Kreise zwölf seliger Götter,
Gelagert am Himmel auf goldnen Gestirnen!
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger May!
Du Bester von allen wohlthätigen Göttern,
Die Fluren und Berge und Wälder befruchten!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Ich sah den jungen May:
Seiner Blume Silberglocken
Hingen um den Schlaf.
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel;
Als er den Boden trat,
Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurücke.

Rosalinde.

Ich sah den jungen May:
Blüthe trug der Myrthenzepter
In des Gottes Hand.
Als er vom Himmel fuhr,
Sangen ihm die Lerchen;

*) Nach einer neu veränderten Abschrift (1785).

Als er zur Erde sank,
Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus allen Gebüschen.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger May!
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger May!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Seht, die Traube bricht hervor
Unter jungen Rebenblättern,
Und verkündigt Most.
Dieses machen die fröhlichen Götter,
Bacchus und der May.
Muntre Schäfer, laßt uns trinken:
Eine Schale dem May, und eine dem Bacchus zur Ehre!

Rosalinde.

Seht, der Wiese junges Grün,
Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz.
Dieses wollen die fröhlichen Götter,
Amor und der May.
Schäferinnen laßt uns tanzen:
Einen Reihen dem May, und einen dem Amor zur Ehre!

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger May!
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger May!
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Selig preis' ich Rosalinden,
Die sich ihrer Mutter
Sanft vom Herzen wand,
Als der May regierte,
Als die Rose die Knospe durchbrach.
Ihre Kindheit hauchte Freude;
Freude düftet ihr Alter dereinst.

Rosalinde.

Selig preist sich Rosalinde,
Die sich ihrem Daphnis
In die Arme warf,
Als der May regierte,
Als die Rebe den Ulmbaum umschlang.
Seine Jugend liebt sie zärtlich;
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

Daphnis.

Diesen Kranz von Frühlingsblumen
Bring' ich Rosalinden dar!
Mehr als ein Mahl überwunden,
Geb' ich ihn der Siegerinn.

Rosalinde.

Diesen Myrthenkranz der Jungfrau'n
Nehme Daphnis meinem Haar!
Ein Mahl ewig überwunden,
Geb' ich ohne Reu' ihn hin.

Beyde.

Ihr Kinder des Mayen, lobsinget dem May!
Dir, Verjünger aller Wesen,
Dir danke, was lebet, allmächtiger May!
Dir, du Schutzgott unsrer Liebe,
Dir danke, was liebet, allgütiger May!
Ihr Kinder des Mayen, lobsinget dem May!

Ramler.

Thyrsis.

Umsonst! so klagte Thyrsis seine Qual: für mich umsonst, Ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo Ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgießet. Ich schmachte, ach wie man an der Sommersonne schmachtet! Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand, und schamhaft, auch da, wo sie keine Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößt haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Knie, und flatterte sanftrauschend rückwärts in die Luft. So ging sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zwey Aepfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel herunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie, und so trug ich sie den Hügel hinauf, und gab sie dem Mädchen wieder: aber meine Hand zitterte; ich wollte reden, aber ich seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanftlächelnd und röther, schenkte sie die schönen Aepfel mir. Jezt standen wir, ach was ich empfand! schüchtern beyde; jezt ging sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah ihr nach! Da sie hinein trat, sah sie zögernd und freundlich noch ein Mahl zurücke; sah ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre ge-

heftet. Jetzt ging ich, Zittern war in meinen Knien, den Hügel hinunter. — Ach! stehe du mir bey, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.

Geßner.

Wenn wir der Beyspiele nicht schon zu viel hätten, so würden auch einige Stücke aus Schmidts poetischen Gemählden und Empfindungen, und aus Blums Idyllen hier einen Platz finden können. Sie würden wenigstens zu den guten, wenn auch nicht zu den besten, gehören.

Fünftes Hauptstück.

Von dem Lehrgedichte.

Wir haben die beyden Dichtungsarten untersucht, die sich unter die Eintheilungen im zweyten Hauptstücke nicht zu bequemen schienen. Wir gehen jetzt die verschiedenen Glieder dieser Eintheilungen durch; und da wir an der Fabel schon eine Art didactischen Gedichts haben kennen lernen, so machen wir gleich mit diesem den Anfang.

Der Stoff des didactischen Gedichts sind, wie schon gesagt, allgemeine Wahrheiten. Man kann, nach dem Beyspiele des Salomo oder Theognis, einzelne Sätze und Sprüche häufen, die weiter in keiner Verbindung stehen, als daß sie alle zu einerley Wissenschaft gehören; aber man läuft bey dieser Art des Vortrags Gefahr, den Geist durch das zu viele Einzelne zu ermüden. So wie, in der epischen und dramatischen Gattung, eine durchgeführte Handlung dem Geiste mehr und leichtere Beschäftigung und mithin mehr Vergnügen gibt, als eine unzusammenhangende Reihe einzelner Gemählde und Auftritte; eben so gibt auch, in der didactischen, Eine ganze Reihe von Wahrheiten

mehr und leichtere Beschäftigung und mithin mehr Vergnügen, als eine willkührliche Zusammenhäufung einzelner Sätze und Maximen. Das eine Mahl läuft man gleichsam auf einer sanft abhangenden Fläche fort, wo jeder folgende Schritt durch den vorhergehenden schon so vorbereitet ist, daß es oft weniger Mühe kostet, ihn zu thun, als ihn anzuhalten; das andere Mahl steigt man gleichsam eine sich erhebende Fläche hinan, wo jeder Schritt von neuem die volle Anstrengung des ersten kostet, und man ohne Unterlaß ausruhen muß, um wieder Kraft zu gewinnen.

Die weitere Eintheilung der didactischen Gedichte, durch nähere Bestimmung des Stoffs, macht sich sehr leicht; aber sie hat in der Theorie zu wenig Einfluß, als daß wir uns hier dabey aufhalten sollten. Wir wollen lieber die ganze Dichtungsart nur im Allgemeinen betrachten; doch immer mit vorzüglicher Rücksicht auf die philosophischen Lehrgedichte, die, in mehr als einer Absicht, von allen die wichtigsten sind.

Die erste Frage, die wir hier zu beantworten haben, ist folgende: Wenn der Stoff des Lehrgedichts allgemeine Wahrheiten sind, und wenn die Dichtkunst die Lebhaftigkeit der Vorstellungen zu ihrem höchsten Endzwecke hat; wie kann alsdann das Lehrgedicht wahres Gedicht seyn? — Freylich, wenn die Wahrheiten darin so trocken vorgetragen, die Begriffe so logisch analysirt, die Beweise so Schritt vor Schritt geführt würden, wie in eigentlich wissenschaftlichen Werken; so wäre das der

Lebhaftigkeit durchaus zuwider. An der Fabel haben wir schon ein Beyspiel gesehen, wie man das Allgemeine in lebhafte Vorstellung verwandeln kann: durch Zurückführung nähmlich auf einen einzelnen Fall, in dem es klar und anschauend erkannt wird. Ist nun aber der Dichter bloß auf dieses Mittel eingeschränkt? oder gibt es der Mittel, die Ideen lebhaft zu machen, noch mehrere? — Wir wollen aus unserm ersten und berühmtesten didactischen Dichter eine unstreitig poetische Stelle vornehmen, alles das, wodurch sie poetisch ist, aufsuchen, und dadurch den Begriff der Lebhaftigkeit, den wir im ersten Hauptstücke zu eilig verlassen haben, weiter aufzuklären suchen.

Einst, da ich eine Nacht, wie Erntetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wann öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen,
Und Unholdinnen gleich die Sorgen mit uns wachen;
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach in einem Ton, den es nicht tadeln darf:
Kurzsichtiger! der Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit!
Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen;
Der Raum und was er faßt, was Heut und Gestern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist Alles Eine Stadt.
Du bist ein Bürger auch; sieh selber, wie geringe!
Und gleichwohl machst du dich zum Mittelpunct der Dinge?...
Willst du, daß Gott dann selbst die ewigen Gesetze,
Die er den Welten schrieb, aus Gunst für dich verletze?

Soll, wenn's ein Dichter wünscht, der zarte Leib ein
Stein;
Ein Fieber, ohne Wuth; Gift, ohne Wirkung seyn; u. s. w.
Haller.

Man empfindet sehr bald, daß hier alles anders ist, als es in einem eigentlich philosophischen Werke seyn würde; aber wie und wodurch ist es anders? — Gleich Anfangs, fühlt man, wird die Aufmerksamkeit in einem sehr hohen Grade erregt; nicht bloß durch das Interesse und die Wichtigkeit der Wahrheiten an sich selbst, sondern auch vorzüglich dadurch, daß hier ein Mann spricht, der wirklich eben jetzt von ihnen erwärmt und durchdrungen ist, ein Mann in einer Situation, wo ihm diese Wahrheiten zu seiner eigenen Beruhigung nöthig und wichtig werden. Er denkt sie nun nicht mehr kalt und allgemein, wie der bloße Philosoph sie sich denken würde; er denkt sie sich mit inniger Rührung, mit inniger Anwendung auf seinen eigenen Zustand. Er schafft sich, in dem Bedürfnisse recht lebhaft von ihnen gerührt zu werden, aus der Vernunft eine Freundinn, der er allen den Ernst und die Würde läßt, die den Wahrheiten, und den Umständen, worin er dieselben denkt, gemäß sind, der er aber ihre Kälte und Trockenheit nimmt, und ihr einen Ton voll Wärme und Beredsamkeit gibt. Diese Wärme und Beredsamkeit aber, woraus entsteht sie? — Zuerst bringen hier die Figuren der Frage, des Ausrufs, der ausgelassenen Verbindungswörter u. s. f. ein großes Leben in die Rede; denn sie unterbrechen nicht nur den ermü-

dend einförmigen Gang, den eine Folge von lauter directen Sätzen haben würde; sondern, was das Vorzüglichste ist, sie kündigen uns auch den Gemüthszustand des Redenden, die mannigfaltigen Bewegungen an, die in dem Innern seiner Seele vorgehen, und geben uns also, außer der Haupt-Idee, noch die ganze Menge der sie modificirenden und verstärkenden Neben-Ideen. Die Wahrheit geht dadurch aus dem Verstande ins Herz über, und wir gerathen mit dem Dichter in alle die verschiedenen Bewegungen und Leidenschaften, von denen er selbst, während der Entwickelung seiner Gedanken, sich durchdrungen fühlte. Ja wir hören gleichsam die verschiedenen Abänderungen seiner Stimme, das Anhalten, Vergeschwindern, Steigen und Sinken seines Tons; sehen gleichsam das ganze mannigfaltige Geberdenspiel, womit er den Ausdruck der Sprache, wenn er jetzt selbst recitiren sollte, begleiten würde. — Zweytens liegt schon in gewissen Ideen eine ihnen eigenthümliche Kraft, auf das Gemüth zu wirken, wenn andere diese Kraft vorzüglich erst durch die Art erhalten, wie der Dichter sie vorträgt. Gesetzt auch, daß die Zeilen:

Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen!
Der Raum und was er faßt, was Heut und Gestern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist Alles Eine Stadt;

gesetzt auch, daß sie das Verdienst des Vortrags nicht hätten, das der Dichter zur Verstärkung der Wirkung noch hinzu gethan hat; so würden schon

immer die darin enthaltenen Ideen durch sich selbst die Aufmerksamkeit der Seele fesseln, weil sie vorzüglich viel Größe und Inhalt haben. Millionen von Welten, der unendliche Raum, die unbegränzte Zeit, wovon hier mit Fleiß, weil sie so unermeßlich ist, nur Heute und Gestern genannt wird, die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der Dinge in der Natur, und ihrer aller Harmonie und Verbindung: diese Ideen sind schon durch sich selbst, eben weil sie so groß und so viel befassend sind, lebhaft. — Drittens hat der Dichter die Kunst verstanden, der eigenthümlichen Dürftigkeit seiner allgemeinen Wahrheiten aufzuhelfen: theils, indem er sie in besondern Fällen vorträgt, die der Seele so viel mehr zu denken geben, als die bloß allgemeinen Begriffe; theils, indem er seine Ideen mit andern ähnlichen oder contrastirenden in Verbindung bringt, wo wir statt Einer ihrer mehrere denken, wo eine Menge reeller oder verneinender Merkmahle, die sonst im Dunkeln würden geblieben seyn, an dem Gegenstande heraus gehoben und zur Vorstellung gebracht werden. Er fragt nicht im Allgemeinen: Sollen die Dinge ihre Natur verlieren, weil gerade ein Mensch hier und da durch die Natur dieser sonst guten und für ihn selbst wohlthätigen Dinge leidet? Er nimmt besondere Fälle, welche die Abgeschmacktheit eines solchen Wunsches weit schneller und unmittelbarer begreifen lassen:

Soll, wenn's ein Dichter wünscht, der zarte Leib ein Stein;
Ein Fieber, ohne Wuth; Gift, ohne Wirkung seyn?

Er sagt nicht geradezu: Das, was ist und geschieht, ist an sich selbst nicht böse, sondern es erscheint dir nur so; er trägt den Gedanken vermittelst einer Metapher vor, betrachtet den Gram als eine Krankheit der Seele, und findet unter den Krankheiten des Körpers eine ähnliche von ähnlicher Wirkung:

Kurzsichtiger! der Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.

Der unvollkommnere Zustand des Menschen in diesem Leben, worauf der vollkommnere des künftigen folgen wird, ist ihm ein Raupenstand: eines der reichsten und der glücklichsten Bilder! und die kurze Dauer dieses Lebens, in Vergleichung mit der Ewigkeit, ist ihm ein Tropfen gegen das Weltmeer: ein ausnehmender Contrast, und eben deßwegen von ausnehmender Wirkung! Aber noch einen neuen Vortheil gewinnt der Dichter, indem er die Begriffe einander gegen über stellt, und aus zwey Sätzen durch die innigste Verbindung nur einen zu machen scheint:

Nach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit!

Er gibt dem Geiste eine neue Beschäftigung, indem er ihn zur Vergleichung veranlaßt; und zugleich trägt er nun beyde Sätze weit kürzer, mit weit weniger Worten vor, als es bey jeder andern Verbindungsart möglich wäre. Man fühlt die große Energie, die der Rede aus diesen beyden Vortheilen zuwächst. — Endlich, die ganze Verbindungs-

art der Ideen: wie kurz, wie kühn, wie ohne alle ängstliche Methode ist sie! Wie sehr verräth dieser plötzliche Fortgang von Idee zu Idee, diese Verschlingung aller zwischenliegenden und verbindenden Mittel-Ideen, die lebhafte Rührung des Dichters!

Wenn wir dieses alles zusammen nehmen und das Allgemeine daraus abziehen: worauf wird es bey aller Lebhaftigkeit der Vorstellungen ankommen? Wie es scheint, auf den Reichthum derselben, der die Seele, die ihn fassen will, in größere Thätigkeit setzt, und ihrem Triebe nach Ideen volle Beschäftigung gibt. Denn, wie wir gesehen haben, so laufen alle jene Vortheile darauf hinaus: daß der dürftigere allgemeine Begriff in einen vielhaltigen besondern verwandelt; daß der, den wir nur einzeln und nur schwach gedacht haben würden, in Verbindungen gestellt werde, wo wir ihn nicht nur mit mehrern zugleich, sondern auch Mehreres an ihm selbst denken; und endlich, daß der Fortgang der Seele von Gedanken zu Gedanken beschleuniget werde. Die größte Lebhaftigkeit wird also eben da seyn, wo in der kürzesten Zeit die größte Menge von Vorstellungen in der Seele erweckt wird. Damit aber die Seele nur überall auf die Gegenstände achte, die man ihr darbeut, muß sie ihren Reichthum von Vorstellungen durch dieselben in der That vermehrt finden; und ein gewisser Grad von Neuheit ist also eine nothwendige vorläufige Bedingung aller Lebhaftigkeit. Ein ganz durchdachter und erschöpfter Begriff ist wie eine Frucht, deren innern Kern man ver-

zehrt hat, und von der nun weiter nichts übrig ist als die Schale. Wer unsern Geschmack reitzen und unsern Hunger stillen will, muß uns neue Früchte, nicht diese leeren Schalen biethen, die wir mit Verachtung wegwerfen würden.

Das Wichtigste zur Bewirkung der Lebhaftigkeit bleibt immer das: daß man den betrachteten Gegenstand in Verbindung mit den Neigungen des menschlichen Herzens bringe; daß man ihn nicht bloß, als von der und der absoluten Beschaffenheit, sondern vorzüglich auch, als von der und der Beziehung auf menschliches Glück oder Elend, Vergnügen oder Mißvergnügen, zeige. Es ist unmöglich, durch irgend ein anderes Mittel eine Vorstellung so sehr an innerem Gehalte zu erhöhen, als durch dieses. — Der Lehrdichter besonders lasse uns nicht bloß die Wahrheit, er lasse sie uns in der Seele, die sie denkt, erkennen: damit wir die Empfindungen und Bewegungen derselben, wenn wir sie wahr und gegründet finden, zu unsern eigenen machen.

Wem es mißlich scheint, eine Theorie auf die Entwickelung eines einzigen Beyspiels zu gründen, der sehe hier noch eine andere sehr vorzügliche Stelle aus einem der trefflichsten Lehrdichter, und untersuche nun selbst, durch was für Mittel die Gedanken poetisch geworden sind. Er wird finden, daß es überall auf den Reichthum der Vorstellungen, und besonders auf Sprache des Herzens, auf Ton der Empfindung ankömmt.

„Sie *) zwingt — was edler ist, als Kitzelung der Sinnen —
„Die Parze, die nicht will, den Faden auszuspinnen:
„Entdeckt mit Menschenlieb' in Minern Heilungskraft,
„Kocht für den Sterbenden aus Kräutern Lebenssaft;
„Verjüngt den schwachen Greis, der Jahre Last zu tragen,
„Gebeut dem kalten Puls, der stockte, fortzuschlagen;
„Gibt den der Braut zurück, um den ihr Auge weint,
„Der Mutter ihren Sohn, dem Freunde seinen Freund.
„Wie groß ist nicht die Kunst, die Seuchen zu verbannen,
„Und in der Lebensuhr die Federn aufzuspannen!"

Ja, edel, herrlich, groß! und wenn es dir gefällt,
Die beste Wissenschaft in einer kranken Welt,
Der ihren Zauberkelch die neuen Lüste reichen,
Die Brut der Ueppigkeit und Aeltern aller Seuchen!
Schuf diese die Natur? Versteckte sie den Tod
In das, was Nothdurft war, in Wasser oder Brot?
Fließt mit des Rindes Milch Gift in die irdne Schale,
Wie er aus Trauben strömt in goldene Pokale?
Die Krankheit, weit entfernt von armer Nüchternheit,
Besuchet nur den Tisch der blassen Ueppigkeit,
Auf welchen die Natur von allen ihren Schätzen
Zuletzt gezwungen wird die giftigsten zu setzen;
Gezwungen durch Vernunft! Sie, die uns warnen soll,
Erstaunlich! die Vernunft reicht uns den Giftkelch voll.
Sie gab uns Ueberfluß und Krankheit zum Geschenke;
Wie billig ist es nicht, daß sie auf Heilung denke?
Noch rühmt sie sich der Kunst? Ein böser Charlatan
Macht erst Gesunde krank, damit er heilen kann!
Viel weiser hätte sie gelehrt, den Arzt entbehren,
Den, der jetzt sichrer praßt, gelehrt, nicht zu begehren;

*) Die Vernunft nähmlich; von der die Frage ist: ob sie für den Menschen mehr Gutes oder Böses gestiftet? Im Vorhergehenden war von dem Mißbrauche derselben zur Erfindung üppiger Wollüste die Rede.

Es-

Gelehrt, daß Hunger nur die Speisen würzen muß,
Der Hunger, beßr'rer Koch, als Roms Apicius!
Gelehrt, Genügsamkeit sey reich bey Brot und Wasser,
Und eine ganze Welt zu arm für einen Prasser;
Der Arzt, den die Natur mit eigner Hand geweiht,
Der unbetrieglichste, sey unsre Mäßigkeit.
So lebt das Vieh gesund. Und möcht' er sich nicht schämen,
Der königliche Mensch, Vernunft vom Vieh zu nehmen!
Zu lernen, daß sie nur je mehr den Zweck erreicht,
Je mehr sie dem Instinct in seiner Einfalt gleicht!
Vom unbesorgten Vieh, vergnügt mit Quell und Weiden,
Zu lernen, das sey eins: beglückt seyn und bescheiden!

„Der Thor erniedrigt sie zur Dienstmagd für den Bauch;
„Allein der Weise kennt den würdigern Gebrauch.
„Er sucht der Dinge Grund, durchschauet alle Räder,
„Spürt der Bewegung nach und dringt bis an die Feder;
„Geht der Natur zur Hand, und sieht, mit ihr vertraut,
„Der großen Schöpfung zu, wie sie zerstört und baut.
„Sieht, wie sie schöpferisch, des Lenzes Morgenstrahlen,
„Das Rosenangesicht Aurorens auszumahlen,
„In Gluth den Pinsel taucht, wie sie zum bunten Kreis
„Der Iris, Edelstein aus Thau zu schmelzen weiß;
„Wie sie den blauen Schley'r, worin der Erdball schwebet,
„Aus Fäden schwarzer Nacht und lichten Aethers webet.
„Steigt, voll von Lehrbegier, bald in der Erden Herz,
„Bald legt er Flügel an und schwingt sich himmelwärts;
„Geht unerschrocken nach ins Rüsthaus ihrer Waffen,
„Und sieht sie Hagel, Schnee, Sturm, Blitz und Donner schaffen;
„Durchschauet dann die Welt, wie alles voll gedrängt,
„Geordnet, Glied an Glied, eins an dem andern hängt.
„Sieht, wie im weiten Raum, an unsichtbaren Seilen,
„In unverrücktem Schwung die Mond' um Sonnen eilen;
„Folgt dem Planeten nach, und sieht in seinem Gang
„Den Grund, warum der Tag bald kurz ist und bald lang;

„Den Grund, warum der Mond, in seinem Wechselgange,
„Bald nur die halbe färbt und bald die ganze Wange;
„Schießt durchs Unendliche, behorchet, was nur sie,
„Vernunft, allein vernimmt, der Sphären Harmonie;
„Sieht ihr zahlloses Heer sich nach Gesetzen drehen,
„Und in der Irrbahn selbst Kometen richtig gehen."

Vortrefflich ist der Geist, der deine Leiter steigt,
Erhabene Natur! und uns den Schöpfer zeigt!
Der deine Spur verfolgt mit heiligem Erbeben,
Und hier mit Ehrfurcht lernt, vor diesem Schöpfer leben!
Doch wenn, was Inbrunst soll, dem eitlen Dädalus
Vermess'ne Neubegier die Schwingen künsteln muß;
Wenn er aus Ehrsucht da, wo er Gott suchen sollte,
Den Nahmen des Geschöpfs bey Sternen zeichnen wollte;
Wenn er mit kalter Brust von allen Weisen gern
Am schärfsten wünscht zu sehn, und sucht nur einen Stern:
Wie würde Sokrates ihn bess're Weisheit lehren,
Zur Kenntniß seiner selbst in sich zurück zu kehren!
O Blinder! rief' er ihm, der du den Himmel wölbst,
Und kennest jeden Stern; o! kennest du dich selbst?
Der Wohllaut hört im Zwist des Guten und des Bösen;
Vermag der auch, in sich den Mißklang aufzulösen?
Der der Natur Gesetz entfaltet; kann der wohl
Erfüllen, was er lehrt, und leben, wie er soll?
Statt Eintracht, Maß, und Gang, die Leidenschaft zu lehren,
Erforscht er Gang und Maß und Eintracht in den Sphären;
Statt daß er in sich selbst der Lüste Zwiespalt dämpft,
Entdeckt er, wie der Zwist der Elemente kämpft;
Vergißt, aus Neubegier die Werkstatt durchzuschauen
Der bauenden Natur, die Kunst, an sich zu bauen;
Schwärmt überall umher, und wird — fruchtloser Fleiß! —
Ein Unglückseliger, ein Thor, der alles weiß.

„Wer, größer wie Alcid, nicht sterbliche Geschöpfe,
„Wer die Unsterblichen, die tausend Hyderköpfe

„Der wachsenden Begier allmählich niedertrat;
„Gesetze gründete, und auf Gesetz den Staat;
„Geschickt, die Neigungen der Guten und der Bösen
„Und so in Harmonie den Mißklang aufzulösen;
„Wer in ein einzig Joch feindsel'ge Kräfte bog,
„Und allgemeines Wohl aus Zwist der Theile zog;
„Wer Ordnung, Frieden, Recht und Unschuld festzusetzen,
„Den Richter waffnete mit Stärk' und mit Gesetzen,
„Wer Bürger aus Barbarn, aus Bürgern Brüder macht: —
„Was immer Rousseau scherzt, der Mann hat wohl gedacht!"

Ja, mächtige Vernunft! von deiner Schöpferstärke
Ist der erfundne Staat eins deiner größten Werke.
Doch bleibest du hier stehn? War dieß die Gränze? Nein!
Die du zu Bürgern machst, ach, lehr sie Menschen seyn;
Gehorsam ohne Zwang gebiethender Gesetze,
Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,
Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,
Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwert in Schutz,
Dienstfertig, brüderlich, als Bürger einer Erden,
Geschöpfe eines Gotts; lehr sie, vernünftig werden!
Dieß ist dein wahres Amt; dann brauchts, zur Ruh der Welt,
Der Kette länger nicht, die jetzt den Frevel hält.
Dann wirst du von der Welt auf einmahl weg verbannen
Die Seufzer und den Trotz der Sclaven und Tyrannen.
Dann wird kein Unterschied des Zwistes Samen streun;
Mehr Tugend, mehr Verdienst, wird Rang und Adel seyn.
Dann herrscht Gerechtigkeit, gesichert vor Betriegen;
Stets wird die Wahrheit voll, zu leicht der Goldklump wiegen.
Dann lacht Betriegerey, für die kein Anwald spricht,
Beym ungerechten Fall verlass'ner Unschuld nicht.
Die Arglist wird nicht mehr, in feinen Spinngeweben
Der Rechte, von dem Blut gefangner Einfalt leben.
Kein Richter wird dann seyn, der, wie sein Geitz gewollt,
Gesetze reden lehrt, und Blut verkauft für Gold;

Kein Sünder, welcher frech mit ihrer Geißel spielet,
Wenn Reichthum Strafen trotzt, die nur der Arme fühlet.
Dann lebt der bess're Mensch froh, sicher, brüderlich,
Hat Frieden in sich selbst, und Frieden außer sich:
Den Frieden, den nicht Furcht, den Bruderliebe schützet. —
Doch kann das Frieden seyn, was sich auf Mißtraun stützet?
Des Zwistes Funken glimmt in kalter Asche fort;
Ermüdung schließt den Krieg, und ihn erneut ein Wort.
Verschlagne Staatskunst weiß ihr Kunstwerk anzulegen,
Denkt selbst im Frieden Krieg, und spinnt ihn aus Verträgen;
Und Brunst nach eitlem Ruhm, Geitz, Sucht zu herrschen, zollt
Mit Freuden Menschenblut für Erde, Ruh, und Gold.
Da schlägt der Wüthende mit gottentwandten Blitzen
Nach seiner Brüder Stirn aus donnernden Geschützen.
Den Stahl, den ihm Natur zur Pflugschaar zugewandt,
Verwandelt die Vernunft zum Schwert in seiner Hand.
Bald, bald erlernet da, nach Blut und Schätzen dürsten,
Wo Stolz um Kronen ficht, der Sclav von seinem Fürsten.
So viele Leben, ach! grausame Herrschbegier!
Um eine Spanne Land, gepflügt von einem Stier?
Ach Hochmuth! um ein Wort, vielleicht zu schnell geredet,
Ach Geitz! um elend Gold die halbe Welt verödet?
Gebiethende Vernunft, wenn du uns herrschen lehrst,
Fang' in dem Menschen an und herrsche da zuerst!

Dusch.

Will man völlig gewiß seyn, ob wir in dem festgesetzten Begriffe die wahre Grundquelle aller Lebhaftigkeit gefunden haben; so untersuche man, ob die sämmtlichen Unterscheidungsmerkmahle des Gedichts, die im ersten Hauptstücke angegeben worden, wirklich aus dieser Quelle entspringen, und denjenigen, der ihrem Ursprunge nachgeht, dahin

zurück führen. Die Untersuchung hat so wenig Schwierigkeit, daß sie jeder ohne Anweisung machen kann; nur das Einzige, was vom Sylbenmaße gesagt worden, möchte einiger Erklärung bedürfen.

Wir haben zuerst heraus gebracht, daß das Sylbenmaß dem Ohre schmeichle, ohne weiter zu untersuchen, wie und wodurch dieß geschehe. Was kann das aber heißen: dem Ohre schmeicheln? Doch wohl anders nichts, als vermittelst des Gehörs in der Seele selbst angenehme Empfindungen erwecken. Und wie vermag dieses das Sylbenmaß? Was hat es in dieser Absicht vor der ungebundenen Rede für einen Vorzug? — In der ungebundenen Rede sind alle Arten von Füßen so mannigfaltig durch einander gemischt, die Verhältnisse der einzelnen Sätze, die sich zu Perioden verbinden, sind so ungleich und so verwickelt, die Ruhepuncte sind so verschiedentlich gestellt: daß die Seele, von der gar zu großen Mannigfaltigkeit erdrückt, keine andere als sehr dunkle Vorstellungen von den hier noch beobachteten Verhältnissen und Regeln hat, die einen Hauptheil des prosaischen Wohlklanges machen. Das Sylbenmaß schränkt diese zu große Mannigfaltigkeit ein, und setzt nur einige bestimmtere Regeln, einige vorzüglich schöne und leichte Verhältnisse fest, die von der Seele sogleich klar erkannt werden können. Sind wieder der Regeln zu viel und die Verhältnisse zu verwickelt, so ist das Sylbenmaß so gut als keines, oder vielmehr schlimmer als keines; denn die Seele, die nun einmahl

darauf gebracht ist, ein bestimmtes Maß und Verhältniß zu suchen, hat ohne Unterlaß den Verdruß, an Schwierigkeiten zu stoßen und ihre Erwartung getäuscht zu finden. Wiederum erregt ein zu eintöniges Sylbenmaß, das zu wenig Mannigfaltigkeit zuläßt, Langeweile und Ekel. — In der That wird also die Seele durch das Sylbenmaß an ihren Vorstellungen bereichert, selbst indem der zu große, lästige Reichthum, den sie nicht zu nutzen wußte, vermindert wird: und eben dieß ist der Grund, warum das Sylbenmaß Vergnügen erweckt, zur Aufmerksamkeit reitzt, und dem Gedächtnisse Erleichterung verschafft.

Die zwey übrigen angegebenen Vortheile des Sylbenmaßes sind auf unsern Begriff von der Lebhaftigkeit noch leichter zurück zu bringen. Indem das Sylbenmaß mahlt, klärt es mehr Bestimmungen des Gegenstandes auf, die nun zur Vorstellung kommen; und indem es zum Ausdrucke der Empfindungen dient, gibt es uns, außer der Vorstellung des Gegenstandes, noch die von dem Zustande der Seele, die ihn sich vorstellt. — Wie, wenn wir hier auf dem Wege wären, die oben nur angegebene Frage: warum das Sylbenmaß Empfindung ausdrücke, kurz und befriedigend auszumachen? Die Antwort lag uns, wie das oft der Fall ist, ohne unser Wissen ganz nahe; denn in der That geschieht dieß nur durch eine Art Mahlerey: durch eine Nachahmung des Ganges, den die Ideen in der Seele nehmen. So wie bey heftigen Leidenschaften, z. B. im Zorne, die Ideen

einen sehr raschen ungestümen Lauf nehmen; wie bey feyerlichen Empfindungen des Großen und Erhabenen bey jedem Gedanken verweilt wird, um ihn erst zu fassen und auszudenken; wie bey zärtlichen lieblichen Empfindungen mit einem mittlern Grade der Geschwindigkeit von Idee zu Idee sanft fortgeschritten wird: so wird auch durch die Beschaffenheit der Füße, durch die Länge oder Kürze der Zeilen und Strophen, durch die Stellung der Einschnitte und den Bau der poetischen Perioden, ein ähnlicher Gang in die Rede gebracht; und die Seele bekömmt das nähmliche, der abgezweckten Empfindung zusagende Maß von Geschwindigkeit in die Reihe ihrer Vorstellungen, das sie durch das Ohr in den Tönen findet. Ein weiteres Nachdenken wird hier eine erstaunlich mannigfaltige Uebereinstimmung entdecken lehren; obgleich freylich der Ausdruck, den das bloße Sylbenmaß gibt, eben wie der musikalische bey Ermangelung eines Textes noch immer ziemlich unbestimmt und allgemein bleibt.

Es kann nicht ganz am unrechten Orte scheinen, daß wir hier auf das Sylbenmaß zurück gekommen sind: denn da der Grundstoff des Lehrgedichts nicht eigentlich poetisch, da der Boden, so zu reden, dürre und unfruchtbar ist, und erst durch Cultur und Industrie reitzend und ergiebig gemacht wird; so kann diese Dichtungsart in der That das Sylbenmaß, so wie alle andere Hülfsmittel zur Bewirkung größerer Lebhaftigkeit, weniger als andere entbehren.

Aus dem Bishergesagten müssen sich alle Regeln für die Lehrgedichte herleiten lassen: die für die Wahl der Materie, und die für die Behandlung derselben.

Ueberall nicht zu wählen sind solche Wahrheiten, die ohne ihre trockene Allgemeinheit gar nicht können gefaßt, ohne die langsame philosophische Methode, die von Merkmahl zu Merkmahl, von Satz zu Satz bedächtig fortschreitet, gar nicht können erörtert und zur Ueberzeugung gebracht werden. Die Elemente des Euklides, die Wahrheiten der Logik, der Ontologie, der allgemeinen Naturlehre, sind von dieser Art; und Lucrez ist also mit Recht getadelt worden, daß er einen zu metaphysischen Stoff genommen hat, bey dem sich sein wirklich dichterisches Genie fast nicht anders, als in Nebensachen und gelegentlichen Ausschweifungen zeigen konnte.

Vorzüglich zu wählen sind die weniger abstracten, vom Sinnlichen weniger entlegenen Wahrheiten, die so wohl in ihrem Innern an Ideen reichhaltiger sind, als auch eher das Leben und die Schönheiten annehmen, die der Dichter durch seinen Vortrag hinzu thut. Ein Gegenstand ohne alle natürliche Schönheit verschmäht die Bemühungen der Kunst; aber wenn schon Reitze da sind, so kann die Kunst sie wirksamer und hervorstechender machen. Dieß ist der Fall mit den Regeln verschiedener so wohl der nützlichen als der schönen Künste, die daher auch von alten und neuen Lehrdichtern fleißig und mit Erfolg sind bearbeitet

worden. Den ersten Rang aber verdienen diejenigen Wahrheiten, die mit jenen Vortheilen noch diesen verbinden, daß ihre Erkenntniß und Ausübung zu unserer höchsten innern Glückseligkeit unentbehrlich ist, und daß sich diese ihre Beziehung auf unsere Glückseligkeit unmittelbar ankündigt. Dieß ist der Vorzug der moralischen Wahrheiten aus der Philosophie des Lebens, so wie auch der großen philosophischen Wahrheiten von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, u. s. f. — In neuern Zeiten, wo durch die Bemühungen der Weltweisen diese wichtigen Gegenstände in ein so helles Licht gesetzt worden sind, hat man daher eben sie am öftersten bearbeitet, und hat darüber fast ganz die so genannten Kunstgedichte vernachlässigt, die freylich nie ein so großes und so allgemeines Interesse erwecken. Doch hat diese Vernachlässigung ohne Zweifel noch andere mehr subjective Ursachen; denn die Dichter leben heutiges Tags in zu weniger Gemeinschaft mit Arbeitern und Künstlern, als daß die Begriffe von den Verrichtungen derselben ihnen hinlänglich geläufig und interessant werden könnten.

Auch das läßt sich hier noch bemerken: daß es rathsamer ist, Materien von mäßigem Umfange, einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, als ganze Theorien und Systeme zu wählen. Wenn auch der Dichter unter der Verschiedenheit der Materien nicht erliegt, worunter so viele der poetischen Behandlung unfähig seyn müssen; so wird er schon unter der zu großen Menge derselben erlie-

gen. Er wird es unmöglich finden, sie alle unter Einen poetischen Gesichtspunct zu sammeln, sie an einem andern als dem systematischen Faden zu reihen, und ihnen sämmtlich die hinlängliche Ausbildung zu geben. Man sieht ein Beyspiel an Lichtwehrs „Recht der Vernunft," das schwerlich einen Leser finden wird, der Geduld hätte, es auszulesen. Dusch hat die sämmtlichen „Wissenschaften" besungen; aber er hat sie besungen, ohne sie vortragen zu wollen. Nur hier und da hat er eine wichtige Hauptwahrheit, die ganz vorzüglich zu seinem Zwecke gehörte: die Wissenschaften als Wohlthäterinnen des menschlichen Geschlechts zu schildern, heraus gehoben, und sie als eigentlich didactischer Dichter behandelt.

Noch eine andere Frage ist: ob es dem Dichter vergönnt sey, statt des Wahren auch Irrthümer, z. B. statt der Leibnitzischen Begriffe von Gott und Vorsehung, die Lucrezischen, vorzutragen? — Wenn die Materien für die Ruhe und Glückseligkeit des Menschen wichtig sind, so kann über die moralische Verbindlichkeit wohl keine Frage seyn; aber sollte es außer der moralischen nicht auch eine poetische geben? Mit andern Worten: Sollten nicht, wenn alles Uebrige gleich ist, die wahrsten Vorstellungen auch die lebhaftesten seyn? — Ohne Zweifel wird es hier vorzüglich auf den eigenen Glauben des Lesers ankommen, oder wenn er selbst die Materie noch nicht durchdacht hat, auf die Dispositionen seines Kopfes, sich mehr für die eine als für die andere Meinung zu erklären.

Und da ist es nun schon von selbst entschieden, welche Gedanken von größerer poetischen Wirkung seyn werden: die, gegen welche sein Verstand sich auflehnt? oder die, welchen er willig mit allen seinen Ideen entgegen kömmt, und sich des Lichts, der Stärke, der Würde freut, die der Dichter ihnen zu geben wußte? Ist besonders die Wahrheit aus dem Verstande ins Herz übergegangen; wird durch den entgegen stehenden Irrthum die Empfindung empört: so handelt der Dichter vollends unweise, wenn er sein Genie an den Irrthum verschwendet. — Im Allgemeinen also läßt sich wenigstens das bestimmen: daß der Dichter, schon als Dichter, die bessern, um ihrer einleuchtenden Wahrheit Willen allgemeiner anerkannten, und mit mehr Ideen zusammen stimmenden Grundsätze vorziehen muß, und um desto mehr vorziehen muß, je mehr sie das Herz interessiren. Doch bleibt dabey immer voraus gesetzt: wenn alles Uebrige gleich ist.

Hat der Dichter seine Materie wohl gewählt, so kömmt es nun darauf an, daß er sie auch wohl zu bearbeiten wisse. Er wird sie aber um desto besser bearbeiten, je mehr und je interessantere Gedanken, von je mehr Mannigfaltigkeit und je größerem inneren Reichthume er daraus hervor zieht; je mehr er alles zu Hohe, Schwere, Gesuchte vermeidet; je anschaulich richtiger er alle Haupt-Ideen unter einander, alle untergeordnete Ideen mit den Haupt-Ideen zusammen hängt; je mehr er sie so ordnet, wie sie einander die meiste Klarheit, das

meiste Gewicht und Leben ertheilen; je mehr er die wesentlichen Theile heraus hebt, die unwesentlichen im Schatten hält; je vollständiger, schneller, unfehlbarer er durch den Ausdruck auf den jedesmahligen Gedanken hinführt; je größere Richtigkeit er in alle von ihm angegebene Contraste und Aehnlichkeiten bringt; je mehr er Uebereinstimmung zwischen dem Gegenstande selbst und der Art und Weise erkennen läßt, wie er davon gerührt wird; je besser er nach dieser Absicht die Wörter, die Bilder, und das Mechanische wählt; in je größere Harmonie er alle einzelne Töne mit dem Haupttone, oder deutlicher, alle besondere Eindrücke mit dem allgemeinen Eindrucke des ganzen Werkes stimmt. — Es ist unnöthig, die hier zusammen gedrängten Regeln für Gedanken, Ausdruck und Verbindung weitläuftig darzuthun, da sie sich so äußerst leicht aus dem festgesetzten Begriffe der Lebhaftigkeit entwickeln lassen. Man erinnere sich nur immer der beyden Haupterfordernisse derselben: daß die Seele vollauf, und daß sie mit Leichtigkeit soll beschäftiget werden.

Den besten Beweis für die Wahrheit dieser Regeln wird man in dem unangenehmen Eindrucke finden, den die entgegen gesetzten Fehler machen. Man versuche, die „Gräber" von Creuz, oder die Gottschedischen und Trillerischen Gedichte zu lesen: und man wird jene bald wegen der Armuth an Gedanken, des Mangels an allem richtigen Zusammenhange, des unnatürlichen, räthselhaften, oft niedrigen und oft wieder schwülsti-

gen Ausdrucks; diese wegen ihrer Kälte, Trockenheit, Plattheit und Weitschweifigkeit aus den Händen werfen. — Einzelne Beyspiele zu jeder Art von Fehlern aufzusuchen, wäre zu mühsam; man sehe also in folgender Stelle, wo nicht alle, doch die meisten Fehler vereinigt:

Likör und Knaster her! ruft Gasto bey der Nacht,
Da er, der Tage müd', aus Ampeln Sonnen macht.
Recht matt von lauter Lust, sucht er sein ganz Erquicken
Bloß in der Trägheit Arm, nur bloß in seinem Rücken.
Noch denkt Hetrurien an diesen milden Gast:
Der Saal war seine Welt; das Bette sein Pallast.
Der war der letzte Fürst vom Mediceer Hause.
Er war; denn daß er war, seh' ich an Schlaf und Schmause. —
So nagt kein bittrer Gram die Lebenssehnen ab.
Gott, der ja den Geschmack an guten Speisen gab;
O, dem ist man hier gut! Nicht, daß Vernunft und Liebe,
Durch Dankbarkeit gewarnt, zur hohen Ehrfurcht triebe:
O nein! so läßt sichs erst vollkommen ruhig seyn.
Reu' häuchelt sich doch gern in jede Läst'rung ein.
Wenn Freunde, witzig gnug sich nimmer lang zu kränken,
Bey unsrer Fröhlichkeit auch ihre Lust uns schenken;
Wenn nach dem reichen Mahl der Karten Zeitvertreib,
Und nach Musik und Wein ein angenehmes Weib,
Zuletzt ein süßer Schlaf sich nimmer lang verweilen,
Die ganze Lebenszeit stets wechselnd einzutheilen:
Da kehrt der Gram so gern, wie Wolf bey Langen ein.
Der Schlaftrunk stäter Lust verdrängt die mindste Pein.
Hier wird kein männlich Ach! zum Vater edler Thränen;
So viel weiß ein Castrat von Töchtern und von Söhnen.
Wenn das noch ferne Grab dem Eilften Ludwig droht,
Lebt jener recht vergnügt, wie Grammont, sich zu Tod,
Und kann mit größerm Recht, als Sichens Dido, sagen:
Nun hab' ich recht gelebt! Der Lehnsherr seiner Tagen

Kommt eh' nicht, bis er kommt, und schreckt ihn nicht
vorab.
Das Grab wird seine Welt; sonst war die Welt sein
Grab.
Doch heißt das auch gelebt, zum Glück die Trägheit
wählen?
Und quälen die sich nicht, die sich im Bette quälen?

Withof.

Die oben zusammen gefaßten Regeln ergaben sich aus dem allgemeinen Begriffe eines Gedichts, und waren also Gesetze, nicht für den Lehrdichter allein, sondern überhaupt für den Dichter. Man sehe hier noch einige bestimmtere Anwendungen dieser Regeln, die für den erstern besonders gelten.

Der Lehrdichter kann zu viel Dichter werden: wenn er die philosophischen Begriffe mit den Blumen seiner Kunst nicht bestreut, sondern verdeckt; sie nicht schmückt, sondern verschleyert; wenn er seine Bilder, Gleichnisse, Allegorien zu viel und mit zu fremden, zu unwesentlichen Zügen ausmahlt, wenn er in einem zu gleichförmig angespannten, zu lyrischen oder zu declamatorischen Tone aushält; wenn er zu viele oder zu weitläuftige Episoden einstreut, den Zusammenhang der Gedanken zerreißt, und das Interesse theilt, das er auf den Wahrheiten, als seinem Hauptgegenstande, zusammen halten sollte. Er hüthe sich also vor zu langen und zu räthselhaften Allegorien, gebrauche die Zierathen seiner Kunst mit Bescheidenheit und mit Weisheit, gebe seinem Tone mannigfaltige Abwechselung, und mache sich, ehe er ar-

beitet, einen allgemeinen Entwurf seines Werkes, der ihn überall an ein richtiges Verhältniß zum Ganzen erinnere. Zu sagen, daß ohne öftere und weitläuftige Ausschweifungen die Materie zu trocken seyn würde, das hieße, den einen Fehler durch den andern rechtfertigen; denn es wäre ein Geständniß, daß er eine unglückliche Wahl getroffen habe.

Der Lehrdichter kann aber auch zu viel Philosoph werden: wenn er der Wissenschaft nicht bloß, was er einzig sollte, die Materie, sondern zugleich die Behandlungsart und die Sprache abborgt. Das heißt: wenn er deutliche und ausführliche Begriffe sucht, wo er sich mit klaren und unausführlichen begnügen; erklärt, wo er beschreiben sollte; wenn er sich mit abstracten Wörtern ausdrückt, wo er besser individuelle Nahmen, Bilder, Metaphern setzte; wenn er, statt des leichten und gefälligen Zusammenhanges, wo eines aus dem andern hervor kömmt, eines dem andern die Hand beut, seine Materien in eine ängstliche Ordnung zwingt, die immer auf logische Eintheilungen hinweiset; wenn er, um seinen Beweis zu führen, auf trockne allgemeine Grundsätze zurück geht, statt daß er die Sache bloß vor den allgemeinen Menschenverstand bringen, und Uebereinstimmung und Widerspruch mehr unmittelbar sollte anschauen lassen. — Beweise, die ohne Subtilität und Trockenheit durchaus nicht vorzutragen sind, muß der Dichter gänzlich verwerfen, auch wenn sie die bündigern und überzeugendern wären; er muß zufrieden seyn, wenn er sich des allgemeinen Wahrheits-

gefühls versichert hat, ohne die darin versteckt liegenden Grundsätze einzeln heraus wickeln zu wollen; er muß überhaupt weniger aus Begriffen, als durch Erfahrungen, Inductionen, Analogien, durch auffallende Schilderungen des Guten, Schönen, Uebereinstimmenden, oder des Thörichten, Hassenswürdigen, Abgeschmackten, seinen Beweis führ n. Auch muß er nie mit der kalten ruh gen Fassung des Untersuchers; er muß mit innerer lebendiger Ueberzeugung, in einem nachdrücklichen, selbst lei enschaftlichen Tone reden. — Opitz widerlegt durch Analogie den Einwurf wider das Daseyn Gottes, der von der Unbegreiflichkeit desselben hergenommen ist:

Ich steh' es gerne zu, ja! Aber auch den Thieren
Ist's fremde: wie ein Mensch die Städt' und Land regieren,
Der Sonnen Zier ersehn, die Sterne messen kann,
Und segeln weit und breit durch eine nasse Bahn.
Nun dann der Mensch so hoch mit seinen Gaben schwebet
Weit über alles dieß, was sonst hier unten lebet;
So muß er denken auch, daß, der ihn so erhöht,
Ihm weiter noch, als er den Thieren, oben steht.

Auch Dusch beweiset durch eine sehr poetische Analogie, daß ein Syst m, welches auf falsche Grundsätze gebaut ist, in sich selbst zusammen falle:

Wie steht Venedig fest, seit grauen Zeiten her,
In Wolken mit der Stirn, und mit dem Fuß im Meer!
Kann auch ein Königsschloß, gebaut auf falschen Wellen,
Sein tausendjährig Haupt dem Sturm entgegen stellen;

Wenn

Wenn nicht die weise Kunst zuerst den Grund geschützt,
Und was das Meer nicht trägt, mit Pfeilern unterstützt?
Du aber willst noch mehr als leichten Wogen trauen,
O Thor! und ein System auf Luft und Meinung bauen?

Eben dieser Dichter beweiset durch Induction, daß die sinnlichen Eindrücke bey allen Menschen die nähmlichen sind:

Was weiß der Tartar sieht, sieht auch der Lappe weiß;
Das Feuer macht am Belt und macht am Indus heiß.
Der Ort verändert nicht die Gleichheit des Gefühles,
Ich sey am Ladoga, ich sey am Strand des Niles.
Kein richtiges Organ empfindet in dem Duft
Der Rosen den Gestank aus einer Todtengruft;
Und kein gesundes Ohr, möcht' es auch zehn Mahl wollen,
Hört im Geräusch des Bachs den Ton des Donners rollen.

Die so genannten apagogischen Beweise sind von einer besonders poetischen Wirkung; denn sie zeigen in der Gegenmeinung eine Abgeschmacktheit, die niemand gerne gedacht haben will. Auch hiervon sehe man ein vortreffliches Beyspiel von dem nähmlichen Dichter:

Der Aberglaube zürnt im Dunkel heil'ger Wetter,
Und schleudert Fluch und Bann auf Denker mehr, als Spötter.
Doch würde, gleich entbrannt, der Eifer, der am Rhein
Dem Clemens widersprach, am Po sein Streiter seyn.
„Nie, ruft er, darf Vernunft zu prüfen sich erkühnen.
„Der Glaub' herrscht unumschränkt; die Magd, Vernunft, muß dienen."
So spricht des heil'gen Stuhls furchtsamer Unterthan;
Und spricht nicht so der Türk für seinen Alkoran?
Wer ohne Prüfung glaubt, gesetzt auch wahre Lehren;
Ist der nicht blind genug, auf irrige zu schwören?

Haller in seiner „Falschheit menschlicher Tugenden" führt lauter sehr dichterische Beweise, wovon wir hier nur einen der schönsten zum Beyspiele geben:

Wann in Iberien ein ewiges Gelübd
Mit Ketten von Demant ein armes Kind umgibt,
Wann die geweihte Braut ihr Schwanenlied gesungen,
Und die gerühmte Zell die Beute nun verschlungen;
Wie jauchzet nicht das Volk, und ruft, was rufen kann:
Das Weib hört auf zu seyn, der Engel fängt schon an!
Ja stoßt, es ist es werth, in prahlende Trompeten!
Verbergt der Tempel Wand mit persischen Tapeten!
Euch ist ein Glück geschehn, dergleichen nie geschah;
Die Welt verjüngt sich schon, die güldne Zeit ist nah!
Gesetzt, daß ungefühlt in ihr die Jugend blühet,
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern glühet;
Daß kein verstohlner Blick in die verlass'ne Welt
Mit sehnender Begier zu spät zurücke fällt;
Daß immer die Vernunft der Sinnen Feuer kühlet,
Und nur ihr eigner Arm die reine Brust befühlet;
Gesetzt, was niemahl war, daß Tugend wird aus Zwang:
Was jauchzt das eitle Volk? Wen rühmt sein Lobgesang?
Doch wohl, daß List und Geitz des Schöpfers Zweck verdrungen,
Was er zum Lieben schuf, zur Witwenschaft gezwungen,
Den vielleicht ed'len Stamm, den er ihr zugedacht,
Noch in der Blüth' erstickt und Helden umgebracht;
Daß ein verführtes Kind, in dem erwählten Orden,
Sich selbst zur Ueberlast und andern unnütz worden?
O Ihr, die die Natur auf bess're Wege weis't;
Was heißt der Himmel dann, wenn er nicht lieben heißt?
Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdammet?
Und ist der Brand nicht rein, wann sie uns selbst entflammet?

Was soll der zarte Leib, der Glieder holde Pracht?
Ist Alles nicht für uns und wir für sie gemacht?
Den Reitz, der Weise zwingt, dem nichts kann widerstreben,
Der Schönheit ewig Recht; wer hat es ihr gegeben?
Des Himmels erst Geboth hat keusche Huld geweiht,
Und seines Zornes Pfand war die Unfruchtbarkeit.
Sind dann die Tugenden den Tugenden entgegen?
Der alten Kirche Fluch wird, bey der neuen, Segen?

Alles, was bisher entwickelt und vorgeschrieben worden, betraf das Lehrgedicht bloß im Allgemeinen, und ohne Rücksicht auf die Art der Einkleidung betrachtet. Jetzt ist noch die Frage von den hier anwendbaren Formen, und von den möglichen Mischungen dieser Gattung mit andern Dichtungsarten, zu untersuchen.

Daß der Vortrag der Wahrheiten gesprächweise geschehen könne, erhellet aus der oben angeführten Stelle von Dusch, und noch deutlicher aus dem dritten „Versuche" dieses Dichters „über die Vernunft," der von Anfang bis zu Ende dialogirt ist. Es ist sichtbar, daß diese Form, wo sie sich anwenden läßt, dem Vortrage ein großes Leben geben müsse; dann sie bringt bey der Verschiedenheit der Köpfe, die wir hier voraus setzen müssen, die Gedanken überall in Gegensatz, und gibt der Rede beydes mehr Abänderung und mehr Leidenschaftliches. — Noch ein größeres Interesse wird entstehen, wenn die Unterredner ihre Meinungen nicht schon festgesetzt haben, sich nicht bloß ihre schon sonst gemachten Betrachtungen mittheilen, sondern eben jetzt, während des Gesprächs, alle ihre

Kräfte zur Untersuchung der Wahrheit aufbiethen. Indeß ist zur Bewirkung dieses Interesses die dialogische Form nicht durchaus unentbehrlich; es gibt philosophische Selbstgespräche, wo ein einziger denkender Geist, es sey der Dichter selbst, oder ein anderer von ihm fingirter Charakter, die Betrachtung vor unsern Augen anfängt und endigt. Man sehe, wenn man Beyspiele wünscht, verschiedene Stücke in Gleims „Halladat"; oder man denke sich folgenden philosophischen Monolog vollendet:

Eine der schwermuthvollern und zu empfindlichen Seelen,
Die, des Guten, das sie empfingen, schnelle Vergesser,
Und Vergrößrer oder auch gar Erschaffer des Elends,
Dieß nur denken, in dieß nur mit grübelndem Ernst sich vertiefen;
Beor, hatte sich von den Menschen gesondert, und lebte
In der Einsamkeit. Wie der Freudiggeschäftige gerne
Mit dem kommenden Tag aufwacht, so scheucht er den Schlummer
Gern um Mitternacht. An der Hütte fernem Eingang
Nährt' er ein wenig Schimmer, wie Todtenlampen in Gräbern.
Jetzo hatt' er sein Brot gegessen, sein Wasser getrunken,
Sich zu dem Grübeln gestärkt! — So komm dahin denn wieder,
Wo du so oft schon warest, hinab, zerrüttete Seele!
Muß nicht Elend seyn? und müssens nicht Einige tragen?
Ja, es muß, weil es ist! Und müßtens die Himmel nicht tragen;
Läg's nicht auf uns? Denn da muß es seyn; sonst wär's nicht geworden!
Aber warum? — So oft ich frag', antwortet mir Keiner,

Weder im Himmel, und weder auf Erden; und so verschwindet
Mir der Trost, daß es seyn muß! Allein bey dem wankenden Troste
Darf mein belastetes Herz doch ringen nach dieser Antwort;
Warum sondert es einige Menschen sich aus? und faßt sie
Eisern an, und hebet sie hoch aus dem Strom, und trifft sie
Mit zermalmendem Arm? mich, mit zermalmendem Arme?
Ward ich nicht blind geboren? und lebt', ein Blinder, so lange?
Zwar gab Er dem Auge den Tag, u. s. w.

Klopstock.

Wenn Beor in diesem Tone fortführe, und den Ausgang aus seinen Zweifeln fände, so hätten wir die Idee eines sehr dichterisch behandelten Selbstgesprächs; es kömmt ein anderer Unterredner dazwischen, und wir erhalten die Idee eines sehr dichterisch behandelten Dialogs.

Betrachtet man die Stelle noch ein Mahl, oder besser, lieset man sie im „Messias" zu Ende; so erkennt man darin die Möglichkeit einer andern sehr interessanten Einkleidungsart des Lehrgedichts, die wir zwar schon oben an der ersten Hallerischen Stelle, welche wir zur Entwickelung des Begriffs der Lebhaftigkeit brauchten, bemerken konnten. Haller schilderte hier sich selbst, Klopstock schildert den erdichteten Charakter des Beor, in einer sehr rührenden Situation; beyde lassen die allgemeinen Betrachtungen sich eben aus dieser Situation entspinnen, und urtheilen den Wahrheiten ein ausnehmendes Leben, indem sie solche mit der innigsten individuellen Anwendung denken. Wie,

wenn sich diese Mischung der Gattungen, des didactischen und des beschreibenden oder handelnden Gedichts, noch weiter treiben; wenn sich durch die Reihe von Betrachtungen eine Reihe von Situationen hindurchschlingen ließe, so daß noch immer das Haupt-Interesse nicht so wohl auf die Geschichte, als auf die Wahrheiten fiele, und das Gedicht also ein wahres didactisches bliebe? — Die hier angegebene Idee ist wirklich schon mehrmahl ausgeführt; aber vielleicht noch nie so reitzend, als in „Musarion oder der Philosophie der Grazien“ von Wieland. Die Geschichte selbst bedeutet hier äußerst wenig; sie ist in der That nur die Form, das Vehiculum gleichsam für die Reihe der philosophischen Ideen, die das eigentlich Wesentliche des Werks sind. Einige dieser Ideen legt der Dichter in die Schilderungen der Charaktere, Sitten und Handlungen selbst, die er in einem halb erzählenden, halb raisonnirenden Tone ausführt; andere trägt er durch den Mund seiner unterredenden Personen, hauptsächlich der Musarion, vor: und alles zusammen macht am Ende ein völliges, ausführliches System über die Glückseligkeit, mit dichterischen Beweisen und Widerlegungen; ein System, das freylich nicht so ganz richtig gedacht, aber dagegen desto anmuthiger und hinreissender geschrieben ist. Wir müssen uns hier, obgleich ungern, mit der Anführung einiger Stellen begnügen.

Aus dem ersten Buche.

Der großen Wahrheit voll, daß Alles eitel sey,
Womit der Mensch in seinen Frühlingsjahren,
Berauscht von süßer Raserey,
Leichtsinnig, lüstern, rasch und unerfahren,
In seinem Paradies von Rosen und Jasmin
Ein kleiner Gott sich dünkt; — setzt Phanias, der Weise,
Wie Herkules sich auf den Scheidweg hin
(Zum Unglück nur zu spät), und sinnt der schweren Reise
Des Lebens nach. — Was soll, was kann er thun?
Es ist so süß, auf Flaum und Rosenblättern
Im Arm der Wollust sich vergöttern,
Und nur vom Uebermaß der Freuden auszuruhn!
Es ist so unbequem, den Dornenpfad zu klettern!
Was thätet Ihr? — Hier ist, wie Vielen däucht,
Das Wählen schwer; dem Phanias wars leicht,
Er sieht die schöne Ungetreue,
Die Wollust — schön, er fühlts — doch nicht mehr schön für ihn,
Zu jüngern Günstlingen aus seinen Armen fliehn;
Die Scherz- und Liebesgötter fliehn
Der Göttinn nach, verlassen lachend ihn,
Und schicken ihm zum Zeitvertreib die Reue.
Dagegen winken ihm aus ihrem Heiligthum
Die Tugend, und ihr Sohn, der Ruhm,
Und zeigen ihm den edlen Weg der Ehren.
Der neue Herkules sieht sich noch ein Mahl um,
Ob seine Flüchtlinge vielleicht noch wiederkehren?
Sie kehren — ach! nicht wieder um;
Er siehts, und faßt den Schluß, der Helden Zahl zu mehren.
Der Helden Zahl? — Hier steht er an;
Der kühne Vorsatz bleibt in neuen Zweifeln schweben.
Zwar ist es schön, auf lorbervoller Bahn
Zum Rang der Göttlichen, die in der Nachwelt leben,
Zu einem Platz im Sternenplan

Und im Plutarch sich zu erheben;
Schön, sich der trägen Ruh' entziehn,
Gefahren suchen, niemahl fliehn,
Auf edle Abenteuer ziehn,
Und die gerächte Welt mit Riesenblute färben;
Schön, süß sogar (zum mindsten singet so
Ein Dichter, welcher selbst beym ersten Anlaß floh),
Süß ists und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben.
Doch, auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben.
Wie prächtig klingts, den fesselfreyen Geist
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen;
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleyer weist
(Nie, oder Göttern nur), entkleidet überraschen;
Der Schöpfung Grundriß übersehn,
Der Sphären mystischen verworrnen Tanz verstehn;
Vermuthungen auf stolze Schlüsse thürmen,
Und Titans Söhnen gleich die Geisterwelt erstürmen.
Wie glorreich! Welche Lust! — Nennt immer den beglückt
Und frey und groß, den Mann, der nie gezittert,
Den der Trompete Ruf zur wilden Schlacht entzückt,
Der lächelnd sieht, was Menschen sonst erschüttert,
Und selbst den Tod, der ihn mit Lorbern schmückt,
Wie eine Braut an seinen Busen drückt!
Noch größer, glücklicher ist der mit Recht zu nennen,
Den, von Minervens Schild bedeckt,
Kein nächtliches Phantom, kein Aberglaube schreckt;
Den Flammen, die auf Leinwand brennen,
Und Styx und Acheron nicht blässer machen können;
Der ohne Furcht Kometen brennen sieht,
Der höh're Geister nicht mit Taschenspiel bemüht,
Und, weil kein Wahn die Augen ihm verbindet,
Stets die Natur sich gleich, stets regelmäßig findet....
Um wie viel mehr, als Helden, Weltbezwinger,
Ist der ein Held, ein Halbgott, kaum geringer
Als Jupiter, der tugendhaft zu seyn
Sich kühn entschließt; dem Lust kein Gut, und Pein

Kein Uebel ist; zu groß, sich zu beklagen,
Zu weise, sich zu freu'n; der jede Leidenschaft
Gefesselt an der Tugend Wagen
Befestigt hat, und im Triumphe führt;
Den alles Gold der Inden nicht verführt;
Den nur sein eigener, kein fremder Beyfall rührt:
Kurz, der in Phalaris durchglühten Stier verdärbe,
Eh' er ein Diadem in Phrynens Arm erwärbe!...

Aus dem zweyten Buche.

— — Das Schöne kann allein
Der Gegenstand von unsrer Liebe seyn.
Die große Kunst ist nur, vom Stoff es abzuscheiden.
Der Weise fühlt. Dieß bleibt ihm stets gemein
Mit allen andern Erdensöhnen.
Doch diese stürzen sich, vom körperlichen Schönen
Geblendet, in den Schlamm der Sinnlichkeit hinein;
Indeß wir uns daran, als einem Wiederschein,
Des Urbilds Anschaun selbst zu tragen angewöhnen.
Dieß ists, was ein Adept in allem Schönen sieht,
Was in der Sonn' ihm strahlt, und in der Rose blüht.
Der Sinnen Sclave klebt, wie Vögel an der Stange,
An einem Liljenhals, an einer Rosenwange;
Der Weise sieht und liebt, im Schönen der Natur,
Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.
Der Seele Fittig wächst in diesen geist'gen Strahlen,
Die aus dem Ursprungsquell des Lichts
Ergossen, die Natur bis an den Rand des Nichts
Mit fern nachahmenden, nicht eignen, Farben mahlen.
Sie wächst, entfaltet sich, wagt immer höhern Flug,
Und trinkt aus reinern Wollustbächen;
Ihr thut nichts Sterbliches genug,
Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt. So, meine Freunde, wird,
Was andre Sterblichen, aus Mangel

Der hohen Scheidkunst, gleich der bunten Flieg' am Angel,
Zu süßem Untergange kirrt;
So wird es für den echten Weisen
Ein Flügelpferd zu überird'schen Reisen.
Auch die Musik, so roh und mangelhaft
Sie unterm Monde bleibt (denn ihrer Zauberkraft
Sich recht vollkommen zu belehren,
Muß man, wie Scipio, die Sphären,
Zum wenigsten im Traume, singen hören),
Auch die Musik bezähmt die wilde Leidenschaft,
Verfeinert das Gefühl, und schwellt die Seelenflügel;
Sie stillt den Kummer, heilt die Milzsucht aus dem Grund,
Und wirkt, zumahl aus einem schönen Mund,
Mehr Wunderding' als Salomonis Siegel....

Aus dem dritten Buche.

— „Doch ist vielleicht nichts mächtiger, die Seelen
„Zu starken Tugenden zu bilden, unsern Muth
„Zu dieser Festigkeit zu stählen,
„Die großen Uebeln trotzt und große Thaten thut;
„Als eben dieser Satz, für den Kleanth
„Zum Märterer sich trank. Die Herakliden,
„Die Männer, die ihr Vaterland
„Mehr als sich selbst geliebt, die Aristiden,
„Die Phocions, und die Leonidas."
Ruhmvolle Nahmen, gut! (ruft unser Mann) und waren
Sie etwa Stoiker? — „Sie waren, Phanias,
„Noch etwas mehr! Sie haben das erfahren,
„Was Zeno speculirt; sie haben es gethan!
„Warum hat Herkules Altäre?
„Der Weg, den Prodikus nicht gehn, nur mahlen kann,
„Den ging der Held." — Und wem gebührt davon die Ehre,
Als der Natur, die ihn, und wer ihm gleicht, gebar
Und auferzog, eh' eine Stoa war?

Ein Held wird nicht geformt; er wird geboren. —
„So hat, weil der Natur der erste Preis gebührt,
„Ein Plato alles Recht an Phocion verloren?
„Die Kunst vollendet das, was die Natur skizzirt;
„Die Blume, die im Feld sich unbemerkt verliert,
„Wird durch des Gärtners Fleiß zum schönsten Kind der Floren.“ —
Gesetzt, spricht Phanias, daß dieses richtig sey;
So ist doch, was von Zahlen und Ideen
Und Dingen, die kein Ohr gehört, kein Aug' gesehen,
Theophron schwatzt, handgreiflich Träumerey. —
„Und mit den nähmlichen Ideen
„War doch Archytas einst ein wirklich großer Mann.
„Auch Seelen dieser Art zeugt dann und wann,
„Zwar sparsam, die Natur; man wird zum Geisterseher
„Geboren, wie zum Held, wie zum Anakreon,
„Wie Zeuxis zum Palet und Philipps Sohn zum Thron.
„Und in der That, was hebt die Seele höher,
„Was nährt die Tugend mehr? erweitert und verfeint
„Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken
„Von unsers Daseyns Zweck? Der Weltbau ohne Schranken,
„Unendlich Raum und Zeit: die Sonne, die uns scheint,
„Ein Funke nur von einer höhern Sonne;
„Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreundt,
„Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götterwonne!“
Bey allen Grazien! (ruft Phanias) Madam
Wird mit der Zeit wohl auch die Sphären singen hören?
Vor wenig Stunden gab Theophrons Wörterkram
Den Stoff zum Spott. — „Der Mann; nicht seine Lehren!
„Das Wahre nicht, obgleich, nach aller Schwärmer Art,
„Mit Unsinn und Chimären wohl gepaart.
„Nur diese trifft der Spott. Doch wir versteigen
„Uns allzu hoch; ich wollte dir nur zeigen,
„Daß dich dein Vorurtheil für dieses weise Paar
„Nicht schamroth machen soll. Nichts zwar

„Natürlicher in deiner schlimmen Lage.
„Der Knospe gleich am kalten Märzentage,
„Schrumpft, wenn des Glückes Sonnenschein
„Sich ihr entzieht, die Seel' in sich hinein.
„Entfiedert, nackt, von Allem ausgeleeret,
„Was sie für wesentlich zu ihrem Wohlseyn hielt;
„Was Wunder, wenn sich ihr ein Lehrbegriff empfiehlt,
„Der sie die Kunst, es zu entbehren, lehret?
„Der ihr beweist: was nicht zu ihr gehöret,
„Was sie verlieren kann, sey keinen Seufzer werth;
„Ja, ihren Unmuth zu betriegen,
„Aus der Entbehrung selbst ein künstliches Vergnügen
„Ihr statt des wahren schafft? Was ist so angenehm
„Für den gekränkten Stolz, als ein System,
„Das uns gewöhnt, für Puppenwerk zu achten,
„Was aufgehört für uns ein Gut zu seyn?
„Was, meinst du, bildete der Mann im Faß sich ein,
„Der, groß genug, Monarchen zu verachten,
„Von Philipps Sohn nichts bath, als freyen Sonnenschein?
„Noch mehr willkommen muß im Falle, den wir setzen,
„Die Schwärmerey des Platonisten seyn,
„Der das Geheimniß hat, die Freuden zu ersetzen,
„Die Zeno nur entbehren lehrt;
„Der, statt des thierischen verächtlichen Ergetzen
„Der Sinnen, uns mit Götterspeise nährt.
„Wir sehn mit ihm, aus leicht erstiegnen Höhen,
„Auf diesen Erdenball, als einen Punct, herab;
„Ein Schlag mit seinem Zauberstab
„Heißt Welten um uns her, bey tausenden entstehen.
„Sinds gleich nur Welten aus Ideen,
„So baut man sie so herrlich, als man will;
„Und steht einmahl das Rad der äußern Sinne still;
„Wer sagt uns, daß wir nicht im Traume wirklich sehen?
„Ein Traum, der uns zum Gast der Götter macht,
„Hat seinen Werth..." —

Die größern Erzählungen, die man, nach Art der Fabeldichter, auf die Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten anlegt (wie z. B. die Marmontelschen sind), gehören nicht mehr zu der didactischen, sondern zu der handelnden Gattung. Es ist vielleicht unnütz, alle Werke der Dichtkunst ganz genau classificiren zu wollen; wenn man es aber will, so ist dazu kein anderes Mittel, als daß man Acht gebe, wo das Haupt-Interesse hinfällt. In jenen größeren Erzählungen fällt dieses Haupt-Interesse nicht mehr, wie in der Fabel, auf die allgemeine Wahrheit, sondern auf die Entwickelung des Schicksals der Personen, auf die Handlungen, die Begebenheiten. Sie sind also wenig, oder nichts mehr didactisch, als es jede treue Schilderung menschlicher Charaktere, Sitten und Handlungsarten ist; denn jede solche Schilderung enthält einen Reichthum von Wahrheiten, und ist um desto vortrefflicher, je mehrere derselben und je leichter sie sich daraus abstrahiren lassen.

Wir haben hier nur einige Arten angegeben, wie das Lehrgedicht kann behandelt und mit andern Dichtungsarten verbunden werden. Es sind ihrer gewiß noch mehrere übrig; aber die Kritik muß sich nicht anmaßen wollen, alle Möglichkeiten zu erschöpfen und dem Genie die Hände zu binden.

Inhalt
des ersten Theiles.

Seite

Erstes Hauptstück.

Von dem Gedichte überhaupt 1

Zweytes Hauptstück.

Von den verschiedenen Dichtungsarten . . . 15

Drittes Hauptstück.

Von der Fabel 25

Viertes Hauptstück.

Von der Idylle 56

Fünftes Hauptstück.

Von dem Lehrgedichte 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob,

J. J. Engels sämmtliche Werke

Bd.: 9

Wien 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.192-m(9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720048-1